BOM13

05.2013 · Ausagbe 02 · »Macht«
Redaktionelles Kollektiv für unkonventionelle Redaktion

Sadomaso
Auf der Suche nach der verlorenen Macht

Ohnmacht I
Legal: Alkohol

Ohnmacht II
Illegal: Heroin

Macht Musik
Eine Scherben Sammlung

Zentimeterarbeit
Porträt eines Mächtigen

Editorial

Die Macht verlieh schon den Jedi ihre Stärke – um Gutes zu tun. Da scheint die Frage während der Redaktionskonferenz „Warum ist Macht eigentlich bei euch immer etwas Negatives?“ durchaus berechtigt.

Also begaben wir uns auf die Suche nach Macht. Dabei standen weniger die großen und populären Personen wie Politiker, Unternehmer oder Fußballtrainer im Fokus, als vielmehr die „normalen“ Menschen, denen wir tagtäglich begegnen.

Was wir herausfanden, war ebenso ernüchternd wie ermutigend gleichermaßen. Oftmals stand nicht Macht im Zentrum, sondern vielmehr die Ohnmacht. Gleichzeitig ergab sich für viele aus dieser Ohnmacht eine neue Situation und damit die Chance, die Macht – was auch immer das in diesem Fall sein mag – zurück zu gewinnen.

Macht als Positiv und Negativ gleichermaßen? Das eine bedingt das andere? Ying und Yang? Bloß nicht!

Die Geschichten, Bilder und Texte, die entstanden sind, sollten weniger als Lehrstück denn als Bestandsaufnahme gelten. Wir hoffen, dass uns das gelungen ist. In diesem Sinne: Möge die Macht mit euch sein!

Inhalt

Editorial

Möge die Macht mit dir ... / Ein Definitionsversuch	Christian Rittershofer
Micheal Börgerding / Kurzinzterview	Martin Märtens
Sadomaso / Auf der Suche nach der verlorenen Macht	Annica Müllenberg
Shades Of Grey / Buchrezension	Tobias Meyer
Peter Lemke / Interview	Martin Märtens
Close your Eyes / Wandgemälde »Guernica«	Justus Becker
Mächtig im Kleinen / Die Macht des Verbrauchers	Tobias Meyer
Warten auf Grün / Fotografie	Jörg Obernolte
Yared Dibaba / Kurzinzterview	Martin Märtens
Ohnmacht I / Legal: Alkohol	Martin Märtens
Ohnmacht II / Illegal: Heroin	Martin Märtens
Zentimeterarbeit / Porträt eines Mächtigen	Sylvia Roth
Reichstag / Fotografie	Tobias Meyer
Karoline Linnert / Kurzinzterview	Annica Müllenberg
Macht Musik / Eine Scherben Sammlung	Sven Förster, Wolfgang Sterneck, Steffi Urban
Maximale Sicherheit / Comic	Max Vähling
Macht Macht Mett / Gedankenspiele	Rick Rozz
Macht der Gefühle / Fotografie	Steffi Urban
Macht nix / Selbsterfahrung	Matthias Höllings
Ohne Macht ist man mehr Mensch / Buchrezension	Steffi Urban

Impressum & Vitae

Möge die Macht mit Dir sein

Von Christian Rittershofer

Als „Macht“ wird für gewöhnlich eine soziale Beziehung bezeichnet, die dadurch gekennzeichnet ist, dass der eigene politische, wirtschaftliche oder sonstige Wille gegenüber anderen, den „Machtunterworfenen“, auch gegen deren Widerstreben - und hier liegt das Problem - jederzeit durchgesetzt werden kann.

Macht beruht auf vielerlei Faktoren wie z.B. körperlicher Überlegenheit, Wissensvorsprung oder Beziehungen. Auch Geld verleiht Macht, genauso wie das seit Jahrtausenden bewährte Prinzip, die armen Untertanen durch regelmäßige Einschüchterung und systematischen Terror unterm Joch zu halten.

Für alle, die mehr wissen wollen, sei ein Blick in Machiavellis Buch „Il Principe“ („Der Fürst“) empfohlen. In seinem Hauptwerk lässt der italienische Machtguru losgelöst von Rücksichtsnahme oder sonstiger moralischer Bedenken kaum eine Frage zum Thema offen.

In der vernetzten und globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts dürfte sich der Begriff „Macht“ ohnehin relativieren. Wer kann denn noch guten Gewissens von sich behaupten, „mächtig“ zu sein? Der amerikanische Präsident etwa oder der Papst? Manche fürchten die ungezügelte Macht der internationalen Finanzströme, andere dagegen schimpfen auf den Einfluss der EU und verfluchen den Euro. Zudem fordern auch noch die neuen Hegemonialmächte China und Indien immer mehr vom globalen Kuchen und selbst der gute alte Diktator ist im 21. Jahrhundert nicht mehr das, was er mal war.

Machtfragen spielen natürlich auch in anderen Lebensbereichen wie Familie, Studium und Beruf ja sogar in der Kunst und Musik eine Rolle.

Das Schöne ist: Macht ist niemals von Dauer. Sie endet. Und zwar Immer. Die Möglichkeiten hierfür sind genauso vielfältig wie diejenigen, Macht zu erlangen. Abwahl, Rücktritt oder Ruhestand sind noch die harmlosesten, angesichts der Varianten Putsch, Pleite oder Tod. Für die Machtausübenden mag diese Tatsache beängstigend sein, für die Machtunterworfenen dagegen spiegelt sie Hoffnung auf bessere Zeiten wider.

Damit unterliegt auch die Ausübung von Herrschaft dem ewigen Zyklus des Werdens und Vergehens. Bis auf eine Ausnah-

me: Die Macht des Wortes. Man denke nur an Sätze für die Ewigkeit wie in Martin Luther Kings berühmter „I have a dream“ - Rede oder Ronald Reagans eindringlichen Appell an den sowjetischen Präsidenten in Berlin: „Mr. Gorbatschow, tear down this wall“.

Das Schöne ist: Macht ist niemals von Dauer. Sie endet. Und zwar Immer.

Es ist erstaunlich, was die richtigen Worte zur richtigen Zeit bewirken können. In der Kraft des Wortes lag und liegt die Macht der scheinbar Mittellosen, Schwachen und Underdogs.

In Zeiten von Blogs, Apps und sozialen Netzwerken gewinnt diese Macht eine zusätzliche Dimension. In den Weiten des Internets kann sich jedermann jederzeit mit ein wenig Geschick, Glück oder einfach nur mit einer guten Story Gehör verschaffen. Dies gilt zumindest für diejenigen, die in Staaten leben, in denen das Recht auf Meinungs- und Informationsfreiheit gewährleistet ist. Dabei sollte stets bedacht werden, dass diese Rechte nicht selbstverständlich sind. Insoweit sollte die neue virtuelle Macht, die das Internet den Worten verleiht, stets mit Respekt und unter Achtung der Rechte und Würde der Mitmenschen ausgeübt werden.

Michael Börgerding

Kurzinterview

Von Martin Märtens

Was ist Macht für Sie?
Foucault sagt, dass Macht keine Substanz ist, sondern ein Feld ist, welches sich ständig verändert. Ein Spiel von Kräfteverhältnissen.

Die Möglichkeit, etwas gestalten zu können.

Wie wichtig ist aus Ihrer Sicht Macht?
Ich würde fragen wollen, wie notwendig Macht ist. Es gibt Notwendigkeiten von Strukturierungen und Entscheidungen. Es ist zunächst einmal so, dass ich die Verträge unterschreibe und auch gleichzeitig den Kopf für Fehlentscheidungen hinhalte. Ich vermute, dass ein Betrieb wie das Theater Bremen mit 450 Mitarbeitern ohne Leitung – in welcher Form auch immer - nicht funktionieren würde.

Was bedeutet für Sie Macht?
Die Möglichkeit, etwas gestalten zu können. Und Verantwortung zu übernehmen für Entscheidungen, die andere betreffen.

Michael Börgerding,
Intendant Theater Bremen

Auf der Suche nach der verlorenen Macht

Annica Müllenberg

Nur mit einer Augenbewegung deutet sie an, wo sie ihn haben will – auf dem Boden, ganz unten.

Die Lippen knallrot reißt sie dem Sklaven das Tuch von den Lenden.

Er ist nackt, hager, christusgleich und kniet ergebend wartend vor seiner Herrin. Gleich kann er sie spüren, die Schläge, die sich als Wogen der Erleichterung und des Schmerzes auf seinem Rücken entladen.

Fast zärtlich lässt sie die Lederstriemen der Peitsche durch die Finger gleiten und wippt dabei langsam auf dem Fußballen.

Die Pfennigabsätze ihrer langen Lackstiefel geben einen hallenden Klang von sich.

Die Armmuskeln spannen an, die Peitsche rast durch die Luft und landet scharf zischend auf nacktem Fleisch.

Dem Delinquenten entweicht ein Seufzer des Schmerzes – und der Erlösung.

Unterwürfiger Sklave oder machtvoller König?

In Zeiten, in denen Politiker die Frauenquoten ablehnen und das vermeintlich schwache Geschlecht immer noch um Gleichstellung ringt, gibt es verborgene Orte, an denen Männer darum flehen, gegängelt, gedemütigt, geschlagen und nicht zuletzt dominiert zu werden, wie in der oben angedeuteten Szene aus dem Film „24/7 The Passion Of Life“ passiert. Die Rede ist von Domina-Studios. In diesen geheimnisvollen Etablissements betritt der Besucher schwarz-weiße Welten, in denen die Damen das Sagen haben. Dort ist der Kunde zwar König, aber er bezahlt, um sich mattsetzen zu lassen. Auf den Spuren von Fetischisten erfährt man, wie es ist, sich in Ketten frei zu fühlen, Schmerz als Erleichterung und Ohnmacht als Glückseligkeit zu empfinden.
Begibt man sich im Alltag auf die Suche nach der Macht, gelangt man schnell an Richter, Politiker und Banker. Aus Ledersesseln und Parlamentsstühlen wissen sie, Unrecht zu verurteilen, Geldströme zu dirigieren und Gesetze zu erlassen. Abends bringen sie als liebevolle Väter ihre Kinder ins Bett, legen sich neben ihre Frauen – und träumen schlecht.

Auf der Suche nach der Machtlosigkeit trifft man Gina und Maja. Beide arbeiten als Dominas im Fetisch-Atelier in Bremen. An ihren Arbeitsplätzen verhelfen sie Männern – und auch Frauen –dabei, den dunklen Träumen eine Bühne zu geben. Spätestens seit der Erotikroman „Shades of Grey“ zum Klassiker avancierte ist klar, dass auch Frauen neugierig auf lustvolle Fesselspiele sind. Das bestätigt auch die Sexualtherapeutin Sandra Kleinhammer, sie räumt aber ein: „Obwohl Menschen aus allen Schichten Sadomaso praktizieren, scheint es, dass überwiegend Männer in gehobenen und Führungspositionen die Lust an Erniedrigung und Schmerz praktizieren. Das Ausgeliefertsein törnt die Kunden an. Es geht um den Lustgewinn beim Kontrollverlust.“

Den Alltag für einige Stunden vergessen, Verantwortung abstreifen wie einen Mantel und dafür in eine andere Rolle schlüpfen – im Fetisch-Atelier geht es darum, den dunkelsten Geheimnissen einen geschützten Raum zu geben. Schwarz-weiße Fliesen im Schachbrettmuster, dunkel violett getünchte Wände und schwarze Kronleuchter versprühen morbiden Charme, der neugierig macht. Der Geruch von Latex liegt in der Luft. Der Gast nimmt auf dem Sofa – natürlich Leder – in einem kleinen Nebenraum Platz. Serviert wird Cola oder Kaffee - schwarz. „Alkohol schenken wir nicht aus. Die Gäste müssen nüchtern sein“, sagt Gina. Ein klarer Kopf, Sicherheit und Einvernehmlichkeit sind strikte Grundsätze beim Sadomaso.

Es geht um den Lustgewinn beim Kontrollverlust.

Ein Besuch in einem SM-Studio hat nichts mit schnellem Sex zu tun, sondern will genau geplant sein. „Die Kunden kommen zuerst zu einem Vorgespräch und erzählen, was sie sich vorstellen. Manche haben auch keine genauen Ideen. Dann ist es unsere Aufgabe, herauszufinden, was ihnen gefallen könnte“, bekundet Gina, die seit zehn Jahren in dem Beruf arbeitet und ihre Leidenschaft durch Zufall entdeckt hat. Sie trägt die brünetten Haare aufgesteckt und schaut aus warmen braunen Augen etwas nervös. Skepsis liegt in der Luft, normalerweise stellen die üblichen Besucher keine Fragen – das gegenseitige Nichtwissen ist ein Bonus, den beide Parteien genießen.

Als herrschsüchtig würde sie sich nicht bezeichnen, eher als neugierig und experimentierfreudig. Es gehe auch nicht permanent um Macht, es sei es ein Spiel. „Manche kommen mit einem Drehbuch und wollen, dass man Wort für Wort alles ganz genau wiedergibt und alle Anweisungen befolgt.“ Ein bizarres Theaterstück, in dem geknebelt, foliert, gepeitscht und untersucht wird? „Wir wollen Spaß haben“, ergänzt Kollegin Maja, die sich immer wieder wundert, wie weit man sich mit den Kunden bereits entwickelt habe, wie viel man ausprobiere und von sich selbst kennenlerne.

Für uns ist nichts und niemand pervers

Der Job eine Berufung, die Ausführung eine Kunst. Mit Dienstleitung habe das nichts zu tun. Der Anreiz sei nicht das Geld: „Ein völlig falscher Grund.“ Maja wischt den Einwurf, dass auch Studentinnen sich oft einen Groschen in dem Metier dazuverdienen beiseite. Zwar ist sie erst seit vier Jahren im Geschäft, allerdings mit Leib und Seele dabei. Sie habe sich von einer Dame anlernen lassen und glaubt, auch nicht mehr davon lassen zu können: „Ich repräsentiere schließlich ein Stück meiner Persönlichkeit.“ So sei das eben. Überhaupt wäre nicht jede geeignet für einen Job als aktive Dame: „Ein gewisses Selbstbewusstsein und Auftreten musst du mitbringen. Es geht nicht in erster Linie um das Aussehen“, erläutert sie und mustert ihr Gegenüber kritisch. „Aber du könntest es schaffen.“ Bereitwillig gibt sie harte Fakten über den vermeintlich neuen Job. Was den genauen Kick um die Ohnmacht spart sie aus. Die Kunden erbeten sich Anonymität. „Für uns ist nichts und niemand pervers“, erklärt Maja. Es gebe kein Warum und Woher.

Therapeutin Kleinhammer hingegen bringt etwas Licht ins Dunkel. Sie meint zu wissen, worum es den Kunden geht: „ Die Männer empfinden sexuelle Erregung darin, dass sie devot sein dürfen, sie bauen dadurch Stress ab. Auch wenn Peitschen, Handschellen und Co. mit Schmerzen in Verbindung gebracht werden, so ist es dieses Wechselbad der Gefühle von den Kunden gewollt.“

Wer Ginas und Majas Dienste in Anspruch nimmt, wählt die weiße oder die schwarze Welt – Klinik oder Latex/Leder. Die Damen führen vorbei an einer massiven Holztür, an der sich das Motto „hart trifft weich“ versinnbildlicht: In verschnörkelten Stahlbuchstaben steht dort „peace“. „Das ist unser Zimmer, dort trinken wir Kaffee“, sagen sie und deuten auf den Raum. Gegenüber hängen die „Bühnen“-Outfits auf der Stange. Latex- und Ledermasken mit und ohne Aussparungen an Augen und Mund reihen sich ordentlich nebeneinander auf. Schwarz und rot sind die Trendfarben der Roben und Zwangsjacken, die sich glatt anfassen und hauteng sitzen sollen. Neben Pumps in Übergröße stehen weiße Gummistiefel. Fetischisten begeistern sich zwar teilweise für die abwegigsten Dinge, aber sollen diese Dinger sexy sein? „Die sind für die Schlächterin. Manche Kunden lieben das Gefühl, als Schwein kurz vor der Schlachtung zu stehen. Dann ziehen wir die Gummistiefel an. Sie wollen das Rascheln der Schürze hören und das Geräusch von Messern, die gewetzt werden“, erklärt Gina ausführlich. Ist das eine Session, die auch die Fantasien der Damen trifft? „Es ist nicht ganz meine Rolle, ich verweise dann auch gern auf andere Damen. Ich vergesse mich eher beim Fesseln und setze gerne einen Kno-

ten nach dem anderen“, gibt Gina zu. Noch immer ist ihr Lächeln ein wenig verlegen, skeptisch ihr Blick. Selbst nach zehn Jahren hält sie sich lieber bedeckt, wenn es um ihren Beruf geht. Ihre zierliche Kollegin mit den schwarzen langen Haaren dagegen mimt gerne die Frau Doktor. An der laszi-ven Art wie sie es sagt ist sofort klar – Maja macht ihren Job gut.

Manche Kunden lieben das Gefühl, als Schwein kurz vor der Schlachtung zu stehen

Ansonsten gilt: Der sexuelle Reiz verbirgt sich überall. „Alles, was es in der normalen Gesellschaft gibt, haben wir hier auch“, relativiert Gina knapp das Abtauchen in das für Außenstehende Paralleluniversum. Die Kunden wollen die Welt aus den Augen ihres Gegenüber betrachten: „Wir mimen Polizistinnen, Aufseherinnen, Doktorinnen und Schlächterinnen – es gibt alles mögliche.“

Die beiden führen durch einen langen, düster anmutenden Flur, von dem vier Studios abgehen, die von den Dominas auch als „Spielwiesen“ bezeichnet werden. Wo sonst Seufzer, Stöhnen und Schreie durch die Wände hallen, steht nun Stille. Der erste Raum mit Interieur aus Stahl und Eisen entführt in eine mittelalterliche Folterkammer. Befestigte und aufzuhängende Käfige, Pranger, Flaschenzüge, Fesselstreckbänke lösen eher einen Fluchtreflex als Gelüste aus. Maja: „Manche Kunden lassen sich anketten, aufhängen und einknoten. Es geht vielen darum, das Gefühl zu haben, sich nicht selbst befreien zu können und vollkommen wehrlos zu sein.“ Gedanken hängen in der Luft wie Männer sich an den Stahlflaschenzügen kopfüber aufhängen lassen. Schreien sie vor Wonne oder genießen sie seufzend? Die verschiedenen Seile für Bondage-Praktiken reihen sich an der Wand auf und sehnen sich nach Berührungen – weich, rau, hart. Maja erläutert derweil routiniert ihren Arbeitsalltag. „Apropos, wie soll ich sagen: Penis, Schwanz oder wie?“ Die plötzliche Reduzierung auf das beste Stück irritiert. Geht es beim Sadomaso nicht um mehr? Schließlich stehen der Fantasie unzählige Geräte zur Verfügung – sogar ein Käfig. „Die sind gar nicht mehr so gefragt“, entgegnet Gina und will schnell von ihnen wegführen. Einige Spielszenen sterben aus, wie etwa das Bedürfnis, mit einem Rohrstock geschlagen zu werden. Dafür avancieren andere zum Trend: So foltern auch Guanatanamo-Aufseherinnen immer häufiger.

An den Wänden hängen diverse Utensilien, die einer perfekten Bestrafung den letzten Schliff verleihenden: Spreizstangen und Brustwarzenklammern mit Gewichten. Der Klammertest ist bereits am Finger schmerzhaft. Die Damen kämen ebenfalls nicht auf die Idee, diese selbst zu benutzen. Auf Verlangen werde auch mit Kabelbindern gefesselt – eine Methode für Fortgeschrittene, die genaue Überwachung erfordert. Peitschen aller Art gehören zur Grundausstattung. Buchstäblich die Qual der Wahl hat der Kunde bei der Auswahl. Modelle mit weichen Latexstreifen oder stachelige Paddel lassen Herzen von Sadomasofans höher schlagen. Ebenfalls bestellbar: Verletzungen. Viele Kunden halten aber mit ihrer Leidenschaft hinter dem

Berg und wollen nicht, dass die Peitschenhiebe auf dem Körper sichtbar sind. „Die eigene Partnerin mit diesen Neigungen zu konfrontieren kommt nicht infrage, es sei denn, diese teilt diese Neigungen. Andernfalls plagen die Betroffenen oft moralische Bedenken und Schamgefühle“, sagt Expertin Kleinhammer.

Die Sklaven geben nicht selten ihr Leben in die Hände ihrer Herrinnen.

Wer sich in ähnlich prekäre und physisch anstrengende Lagen begibt, muss vor allem Eines haben: Vertrauen. Es ist die Basis aller sadomasochistischen Beziehungen. Gina und Maja sind sich der hohen Verantwortung gegenüber ihrer Kunden bewusst. Diese bezahlen dafür, dass sie auf Streckbänken liegen, Klammergewichte an ihren Brustwarzen tragen, an Seilzügen aufgehängt, mit stacheligen Peitschen geschlagen und von Stromschlägen malträtiert werden – alles für den sexuellen Reiz und das Gefühl, die Ohnmacht atmen zu können. Die Sklaven geben nicht selten ihr Leben in die Hände ihrer Herrinnen. „Wir sind anatomisch geschult und wissen durch Pulsfrequenz und körperliche Signale, wie weit wir gehen dürfen“, sagt Maja. Der Kunde kann dem Schauspiel auch durch ein Codewort oder ein vereinbartes Zeichen ein sofortiges Ende setzen.

Im angrenzenden Raum pflegt man die Lust auf Latex und Gummi. Auch Fesselspiele in einer überdimensionalen Nasszelle sind denkbar. Das Bett ist komplett mit dem schwarzen Gummimaterial bezogen und glänzt makellos ohne jede Falte. „Schon der Geruch macht viele an. Einige lieben es, sich in Latexfolie einwickeln zu lassen. Sie genießen dann stundenlang ganz allein für sich“, sagt Gina, es gibt scheinbar nichts, was ihre Augen noch nicht gesehen haben. Viel wichtiger ist es ihr, wie Außenstehende auf das Fetisch-Atelier sehen.

Obwohl der Nebenraum mit Klinik bezeichnet wird, heißt die Heilungsmethode dort: Schmerzen zu zelebrieren. Der Patient hat die Wahl zwischen der Liege aus der Psychiatrie mit Gurten für alle Körperpartien oder dem gynäkologischen Stuhl, über dem ein großer Spiegel prangt. Der Blick auf das Geschehen verspricht zusätzliche Reize. „Die wollen immer gucken, das gehört dazu“, heißt es von den Expertinnen. Ordentlich sortiert liegen in der medizinischen Glasvitrine Harnröhrenstäbe, Dildos und Analkugel bereit. Stolz zeigt Maja die neuesten Anschaffungen: Ein Stromgerät, das an ein Mikrofon gekoppelt ist. Es versetzt dem Patienten Stromschläge im Anal- oder am Penisbereich, wenn das Mikro Geräusche empfängt. Manja drückt es so aus: „Sie quälen sich durch ihre eigenen Schreie oder eben, wenn ich etwas sage. Es macht schon Spaß, das zu beobachten“, gesteht sie. Antörnend sei das Mienenspiel der Delinquenten. Sie schaut forschend und ungeniert in lustvoll verzerrte Gesichter. Ob sie dabei knallroten Lippenstift trägt, einen Kittel und einen Zopf? Vielleicht. Auch ohne Antwort auf diese Frage ist sicher – der Funke wird überspringen.

Am Ende steht der Orgasmus. Oder zwei. Oder mehrere. Doch mit diesem haben die Damen nur indirekt zu tun. Sie bleiben unantastbar, ziehen sich nicht aus und haben auch keinen Sex. Wie weit es zwi-

schen Maja, Gina und Mister X geht, bleibt letztendlich ihnen überlassen. Die Sklaven haben genug Macht, ihren Höhepunkt selbst zu finden.

EXTRA TIPP: Am 24. Juli ist der internationale BDSM-Tag (Bondage-Discipilne-Sadism-Masocism). Anlässlich des Events wird jährlich in München das Erotik-Drama „24/7-The Passion Of Life“ gezeigt. In dem Film aus dem Jahr 2006 entdeckt eine Soziologin Welt der SM-Studios, Swingerclubs und Strip-Bars. Der Münchner Filmemacher Roland Reber drehte an Originalschauplätzen auch mit authentischen Statisten. Zu den Aufführungen am 24. Juli kommt gemischtes Publikum: Der Regisseur hat neben ganz normalen Kinozuschauern auch Dominas in Fetisch-Outfits entdeckt, die einen Hund an der Leine führen.

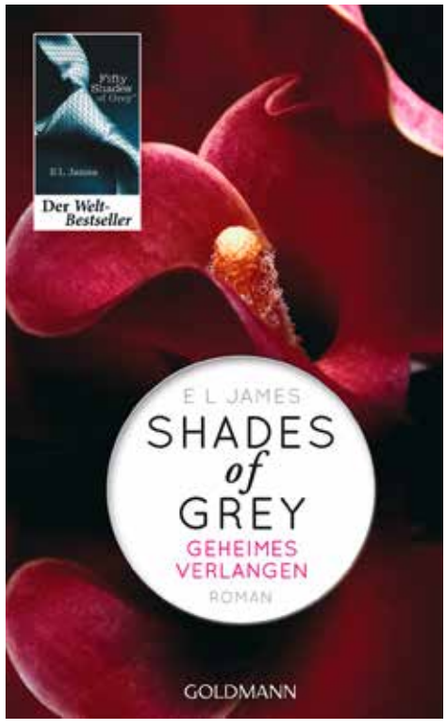
Softporno für Hausfrauen

Shades of Grey:
Biedere Liebesprosa mit Sadomaso-Attitüde

Eine Buchrezension

Von Tobias Meyer

Blumen. Ausgerechnet Blumen. Peitschen, Fesseln, nackte Haut – all das wäre passend gewesen für ein Buch, in dem es um sadomasochistische Sexpraktiken geht. Doch die deutschen Übersetzungen der Trilogie des Weltbestsellers „Shades of Grey“ zieren Hibiskus-, Orchideen- und Rosenblüten. Auf den amerikanischen Buchdeckeln sind stattdessen eine Krawatte, ein Schlüssel und eine Maske (immerhin!) abgebildet. Tatsächlich sagt die Buchgestaltung schon alles über den Inhalt aus: Hier geht es um SM-Szenen, die sich in ihrer sprachlichen literarischen Ausgestaltung wie Blümchensex lesen, gerahmt von einer Liebesgeschichte, die so bieder ist wie das Krawattenbinden. „Mommy Porn“ tauften es die englischen Feuilletons, denn was die Londoner Autorin Erika Leonard, kurz E. L. , James (50, verheiratet, Mutter zweier Kinder, „Twilight“-Fan) sich da zusammengeschrieben hat, ist nichts weiter als eine farblose Hausfrauen-Fantasie. Ein reiner Schmachtfetzen mit der sprachlichen Ästhetik eines Groschenromans.



Für wen die Autorin schwärmt, ist kein Geheimnis: Edward Cullen, Protagonist der Vampir-Saga „Twilight“ von Stephenie Meyer. Nachdem E. L. James jene Romane gelesen hatte, ging ihre Fantasie

mit ihr durch: Sie schrieb zunächst unter dem Synonym „Snowqueens Icedragon“ eine sogenannte Fanfiction mit dem martialischen Titel „The Master of the Universe“ und stellte sie 2009 ins Netz. Eine Geschichte, in der die Autorin das Liebesdrama um Vampir Edward und seine Bella Swan ins Schlafzimmer, pardon, ins „Spielzimmer“ verlegte. Vermutlich, weil es in den „Twilight“-Romanen lange Zeit überhaupt nicht zur Sache geht, da sich Bella nicht zwischen dem schönen Vampir und dem coolen Werwolf entscheiden kann, und – als sie sich endlich entschieden hat – mit dem Sex sowieso ganz vorbildlich bis nach der Hochzeit gewartet wird. Kein Zufall also, dass sich die Charaktere erstaunlich ähnlich sind: Christian Grey sieht gut aus (natürlich), hat rötliches Haar und eine unglaublich anziehende Wirkung auf die Frauenwelt – auch, wenn seine Brust nicht wie die von Edward im Sonnenlicht glitzert, sondern von Brandnarben übersät ist. Auch er wurde adoptiert, hat zwar nur zwei (statt wie Edward vier) Geschwister, die sich aber sonst in ihren Charakterzügen gleich sind, und ein Elternteil arbeitet als Arzt. Edward kommt aus der dunklen Vampirwelt und besitzt übernatürliche Fähigkeiten, mit denen er seine Bella vor Bösem bewahrt. Christian Grey kommt aus der harten Geschäftswelt und besitzt als Milliardär unfassbar viel Geld, mit dem er seiner Anastasia Wünsche erfüllt und sie vor Bösem bewahrt. Die wohl größte Gemeinsamkeit: Beide bereiten ihren Partnerinnen stärkste Schmerzen, wenn es zum Geschlechtsakt kommt. Edward, weil er so unwahrscheinlich große Kräfte beim Lustspiel freisetzt, dass die Bude danach in Trümmern liegt und sich Bella – sichtlich befriedigt – die blauen Flecken hält. Und Grey, weil er einfach Freude daran hat, seine Gespielin leiden zu sehen.

Hier geht es um SM-Szenen, die sich in ihrer spracharmen literarischen Ausgestaltung wie Blümchensex lesen.

Wie kann so ein Buch zum Erfolg, ja sogar zum schnellstverkauftesten Taschenbuch aller Zeiten in England werden? Vielleicht, weil bei „Shades of Grey“ dasselbe Muster für kitschige Liebesgeschichten zugrunde liegt, wie sie seit Jahrhunderten geschrieben werden. Da ist die naiv-wirkende, aber nicht dumme, 21-jährige Literaturstudentin Anastasia Steele aus Vancouver, die noch nie einen Freund geschweige denn Sex hatte. Die an ihrer eigenen Schönheit zweifelt und endlose gedankliche Monologe führt. Ihren späteren Partner und Dom Christian Grey lernt sie kennen, zufällig natürlich, als sie für ihre Freundin einspringt und einen Interviewtermin im 250 Kilometer entfernten Seattle für ihre Studentenzeitung übernimmt. Dort sitzt er dann, der 27-jährige Milliardär und Chef eines IT-Unternehmens, gut gebaut und unglaublich charmant, der später ihre „innere Göttin jubilieren“ lässt, aber ein dunkles Geheimnis mit sich trägt. Er, wahlweise „schwarzer Ritter“, „Adonis“ oder irgendetwas, was in die Richtung geht, hat es nicht so mit den Gefühlen und will sie zunächst nur für seine SM-Spielchen ausnutzen („Ich schlafe nicht mit jemandem. Ich ficke … hart“), warnt er sie sogar noch gütig vor sich selbst: „Lass die Finger von mir.“ Aber dann findet er es auf

einmal unglaublich süß, wie sie sich so auf die Lippen beißt und in ihrer Unschuld seinem Willen fügt, dass sie nicht nur irgendeine „Sub“, eine devote Gespielin, für ihn ist. Sondern mehr. Ana – ständig zwischen Euphorie und Verunsicherung hin- und hergerissen und mit einem sehr sensiblen Unterleib, der schon beim Anblick Greys anfängt zu zucken – kann ihr Glück kaum fassen und fragt sich ständig, erstens: Was er an ihr findet. Zweitens: Warum sie ihm so restlos ergeben ist und sich „wie eine Hure“ behandeln lässt – und warum ihr das auch noch gefällt. Und drittens: Was für ein dunkles Geheimnis er mit sich herumträgt. Ihn direkt zu fragen, anstatt ewig nur darüber nachzudenken, fällt ihr nicht so leicht: Ständig „verfinstert“ sich sein Blick, geht ein „Ruck“ durch seinen Körper, wendet er sich ab. Er ist eben unnahbar, aber sie wird ihn knacken, ist ja klar.

Er knackt sie auch ziemlich schnell (Ana: „Wahnsinn! Jetzt weiß ich, wovon alle schwärmen.“), vorher wird allerdings ein Vertrag aufgesetzt, der sich über elf Seiten des Romans zieht. Der freundliche Teil Greys (der auch Klavier spielen kann und gute Zwecke finanziell unterstützt) fordert darin, dass Ana auf sich selbst Acht geben, immer genügend essen, mindestens acht Stunden schlafen und nicht krank werden sollte, also beispielsweise keinesfalls mit nassen Haaren ins Bett gehen darf. Der dominante Teil befiehlt ihr unter anderem, von freitags bis sonntags mit ihm zu schlafen (mehrmals!) und mit geflochtenen Haaren auf dem Boden kniend im Dresscode seiner Wahl auf ihn zu warten. Er wird sie dafür in die Kunst aus Fesselspielen, Sadismus und Dominanz einführen und sie „körperlich züchtigen“. Und er übernimmt sämtliche Kosten, falls er sie irgendwo hinbestellt und nicht gerade Zeit hat, sie mit dem eigenen Helikopter abzuholen. Nebenbei bescheinigen sie sich gegenseitig, dass sie keine ansteckenden Krankheiten haben und dass bei der „Disziplinierung“ der Sub durch den Dom „keine Verletzungen zugefügt werden, für deren Behandlung ein Arzt nötig ist“. Nach einem ewigen E-Mail-Verkehr steht fest: Mit den meisten Vertragsvereinbarungen ist Ana nicht einverstanden – sie will lieber sechs als acht Stunden täglich schlafen, gibt sich nicht mit der Ernährungsliste zufrieden, hat keine Lust auf Fisting, Genitalklemmen oder darauf, dass Grey ihren Körper so „benutzt“, wie es ihm „sexuell oder anderweitig sinnvoll erscheint“. Kurz gesagt: Von Sadomaso bleibt bis auf ein paar Sexspielzeug-Experimente und das eine oder andere „harsche“ Wort nicht mehr viel übrig. Nach obszönen Worten sucht man selbst in den intensivsten pornografischen Szenen vergeblich, die Sprache bleibt simpel und ohne jegliche Poesie. Dafür wird umso mehr gekuschelt. Und wenn Grey Ana doch mal den Hintern versohlt (zum Beispiel zur Strafe, wenn sie die Augen verdreht: „Ich bin kein Mann der leeren Worte. Ich werde dir den Hintern versohlen.“), holt er wenig später Babyöl aus dem Nebenzimmer und reibt sie zärtlich damit ein.

Das alles könnte als Roman ganz gut funktionieren. Könnte. Tut es aber nicht. Das liegt vor allem daran, dass E. L. James Erzählung klingt, wie aus einem Teenie-Tagebuch abgeschrieben – obwohl sie nach eigenen Aussagen einfach nur ihre „Midlifecrisis mit eigenen Fantasien“ bearbeitet hat. Das ist wohl auch das größte Manko: Sie selbst kommt gar nicht aus dem Bereich des Sadomaso. Wer niemals Schmerzen beim Auspeitschen verspürt hat, wer niemals richtig harten, dominanten Sex hatte, kann nur auf das Zurückgreifen, was er kennt. Bei der Autorin selbst scheint die sexuelle Erfahrung nicht über die Missionarsstellung hinausgegangen zu sein.

Wenn sie seitenlang den Orgasmus der Ana beschreibt (und sie hat verdammt viele Orgasmen), der sich jedes Mal „wie eine Welle“ und über mehrere Absätze hinweg durch ihren Körper schiebt und von Greys Seite stets eintönig mit „Oh Ana“, „Oh Baby“ oder „Ich will dich“ kommentiert wird, klingt es wie routinierter Kuschelsex nach 50 Jahren Ehe. Nicht, dass das schlecht wäre. Aber es ist eben auch nicht besonders spektakulär.

Halb so schlimm, könnte man meinen. Jeder so, wie er mag. Das Problem aber ist: Die über 70 Millionen Frauen weltweit, bei denen das Buch auf dem Nachttisch liegt, projizieren die Fiktion einer Sadomaso-Beziehung, wie Grey und Ana sie haben, auf die Wirklichkeit. Doch genau dort kann ein derart ungleiches Kräfteverhältnis zwischen Partnern schnell in die falsche Richtung führen. Und, noch viel wichtiger: Grey wurde bereits in Jugendtagen von einer Freundin seiner Mutter in die Praktiken des SM eingeführt, kennt Schmerz- und Belastungsgrenzen (und ja: unter anderem daher rührt auch die Tatsache, dass es ihm schwer fällt, Gefühle zu zeigen). Wenn die „Shades-of-Grey“-Anhänger selbst Erfahrungen in dem Bereich sammeln wollen, ist die Gefahr groß, dass sie sich in falsche Hände begeben, und müssen möglicherweise schmerzhaft erfahren, dass der Sadomasochismus wenig mit den blumigen Umschreibungen der E. L. James zu tun haben. Nicht wenige Akteure aus dem SM-Bereich haben mittlerweile mehrfach öffentlich in den Medien betont, dass viele Praktiken, die in „Shades of Grey“ beschrieben werden, in der Realität gar nicht umsetzbar sind. Und dass sie einige Pärchen schon desillusioniert nach Hause schicken mussten, weil diese einen vollkommen falschen Eindruck von diesem Bereich hatten. Und Männer, die das Buch lesen? Könnten den Verdacht bekommen, dass jede Frau in sich ein gewisses Verlangen nach Schmerzen hat, dass „körperliche Züchtigung“ generell erregend sein kann.

Nicht wenige Akteure aus dem SM-Bereich haben mittlerweile mehrfach öffentlich in den Medien betont, dass viele Praktiken, die in „Shades of Grey“ beschrieben werden, in der Realität gar nicht umsetzbar sind.

Immerhin: Die Bücher haben nach ihrer Veröffentlichung eine mediale Welle losgetreten, die das sagenumwobene und vorurteilbelastete Thema SM in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt hat. Ob sie nun wirklich dafür gesorgt haben, dass Frauen „neue Lust an der Unterwerfung“ (Die Welt) finden, die „keine Blümchensexerinnen mehr sind“ und Freude an einer „härteren Gangart“ (InTouch) haben oder „in einer Welt, in der es auf jeder Ebene

des Lebens um Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau geht“, eine „sexuelle Ungleichheit“ als „befreiend“ empfinden (Bild.de), sei einmal dahingestellt. Aber anscheinend haben Frauen auf der ganzen Welt andere Seiten ihrer Sexualität entdeckt. So ist etwa der Absatz sogenannter „Lustkugeln“, die im Roman prominent zum Einsatz kommen (Ana wird von einem „köstlichen und alles umschlingenden Orgasmus erschüttert“), im vergangenen Jahr rasant gestiegen: Der Bremer Sexspielzeug-Hersteller Fun Factory vermeldete ein Plus von 300 Prozent allein auf dem amerikanischen Markt, musste in ihrem Sitz in Los Angeles extra eine neue Vollzeitstelle schaffen, die sich nur um die Bestellung der sogenannten Smartballs kümmert. „Es ist zwar nicht das erste Mal, dass eine Beschreibung von Love Toys in einem erotischen Roman für gesteigerte Abverkäufe bei uns sorgt, doch in einem solchen Maße haben wir es noch nie erlebt“, sagt Válerie Palmiéri, Vertriebsleiterin der Fun Factory. „Sogar eine 74-jährige Frau aus Dubai erkundigte sich nach den Smartballs“ .

Doch was taugt „Shades of Grey“ darüber hinaus? Im Grunde genommen: Nichts. Eine simple Liebesprosa, monoton und unästhetisch erzählt, mit teilweise falschen Aussagen über den SM. Aber vermutlich ist es mit dem Buch wie mit den Softpornos und Rosamunde-Pilcher-Verfilmungen im Fernsehen: Schlicht gestrickt, schlecht umgesetzt, unrealistisch. Totzukriegen sind sie trotzdem nicht. Weil es Menschen gibt, denen das reicht. Und für alle, die eine wirklich schmerzhafte Erfahrung machen möchten, empfiehlt sich eines: sich durch alle drei Bände „Shades of Grey“ zu quälen.

Macht-verhältnisse zwischen Mensch und Natur

Ein Interview mit Klimaforscher Peter Lemke

Von Martin Märtens

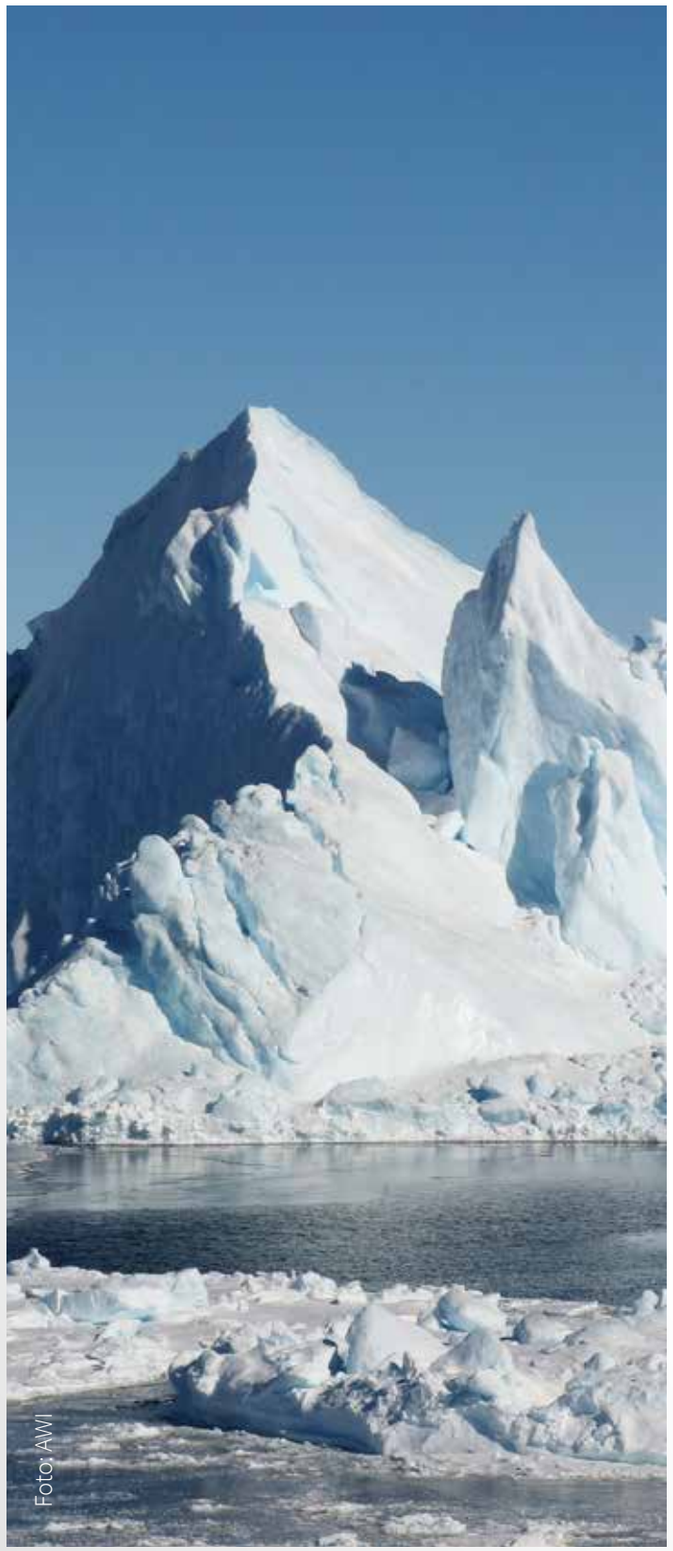


Foto: AWI

Hurrikane, Sturmfluten, Erdbeben – Naturkatastrophen erschüttern im wahrsten Sinne des Wortes immer wieder die Welt.

Alles normale Vorkommnisse oder trägt der Mensch eine Mit- oder sogar Hauptschuld daran?

Hat der Mensch die Macht über die Natur, oder steht er ihr am Ende nur ohnmächtig gegenüber?

Im Interview versucht Klimaforscher Peter Lemke Antworten auf die Fragen des Machtverhältnisses zwischen Mensch und Natur zu finden.

Ist die Natur mächtig?

Natürlich, Macht ist in der Physik die Kraft. Wenn man sich das Klimasystem anguckt, dreht sich bei allen Naturkatastrophen – mit Ausnahme der Erdbeben – alles um Wasser. Überflutungen und Schneelawinen sind eine direkte Folge von zu viel Niederschlag, und Hurrikane und Gewitterstürme bekommen ihre Energie aus der Konversion von Wasserdampf in Wasser. Dabei wird sehr viel Energie freigesetzt. Wenn Sie zum Beispiel eine Gewitterzelle nehmen, die im Durchschnitt 30 Kilometer im Durchmesser beträgt, bräuchten Sie davon insgesamt 60 Stück, um Deutschland ein Jahr lang mit Energie zu versorgen. Das ist sozusagen die Macht, die die Natur hat.

Welche Rolle spielt der Mensch im Klimasystem?

In unserem Klimasystem ist der Mensch natürlich auch ein Faktor. Und inzwischen kein unwesentlicher, was schon alleine beim Blick auf den CO_2-Gehalt der Atmosphäre klar wird. Zudem haben wir die Oberfläche des Planeten sehr verändert. Wenn man alleine sieht, was die Menschheit aus der Natur in Deutschland gemacht hat: Es gibt bei uns beispielsweise – vielleicht mit Ausnahme des bayrischen Nationalparks – keinen Quadratkilometer Fläche mehr, der nicht von Menschen gemacht ist. Es ist also so gut wie nichts mehr natürlich.

Haben Sie ein konkretes Beispiel?

Zum Beispiel die Lüneburger Heide ist von Menschen gemacht, abgeholzt für die Lüneburger Salzsieder, und nun wird die danach entstandene Heide mit erheblichem Aufwand künstlich erhalten. Der Mensch erntet, entweder von den Feldern oder aus den Wäldern. Das gilt insgesamt für viele Teile Europas. Diese Eingriffe in die Natur verändern natürlich die Natur selber, und damit unsere Lebensmöglichkeiten. Wir müssen uns dem also anpassen. Wir sind sozusagen der Teil, der mit seiner Macht die Natur verändert und gleichzeitig, im Endeffekt, auch die Ohnmächtigen.

Sind wir ohnmächtig oder haben wir noch eine Chance zu reagieren?

Haben wir, und der Mensch ist in der Regel auch schlau genug, zu reagieren, wenn er in Bedrängnis kommt. Das Problem dabei ist nur, dass nicht wir in Bedrängnis kommen. Wir können die Deiche erhöhen, und wenn uns ein Sturm etwas zerschlägt, bauen wir es halt wieder auf. Bis auf Leben können wir alles wieder ersetzen, dazu sind wir reich genug. Aber andere wird es sehr wohl treffen.

Meinen Sie damit, dass es nicht nur den Konflikt Mensch - Natur, sondern auch den Konflikt Mensch – Natur – Mensch gibt?

Genau. Wenn man sich den Meeresspiegel-Anstieg anguckt, wird es vor allem die kleinen Inseln im Pazifik treffen. Auch Bangladesh ist sehr gefährdet, wie ein Taifun in den 90er Jahren bereits gezeigt hat. 300.000 Menschen sind damals gestorben. Das Ganze war in unseren Medien allerdings nicht sehr präsent, da davon keine Europäer betroffen waren. Das Land ist nicht hoch, die Stürme immer mal wieder da. Wenn der Meeresspiegel in den nächsten 100 Jahren um einen Meter steigt, werden dort großen Teile überschwemmt.

Auch Afrika gilt als gefährdet …

In Afrika leiden schon jetzt Menschen unter Klimaschwankungen. Das wird sich noch weiter steigern. Hungersnöte scheinen vorprogrammiert. Der Kreislauf, der dann folgt, würde auch uns betreffen.

Foto: AWI

Aber gab es nicht schon immer Klimaschwankungen?

Klimaschwankungen gab es immer, aber es wird derzeit unnatürlich viel wärmer. Die Temperaturen, die wir heute haben, sind mit hoher Wahrscheinlichkeit die höchsten seit 800 Jahren. Das Beeindruckende dabei ist, dass der CO_2-Gehalt der Atmosphäre heute höher ist als in den letzten 1.000.000 Jahren. Was wir nicht wissen, ist, was die Atmosphäre, die Ozeane oder das Klimasystem mit diesem Anstieg regional tatsächlich machen.

Was heißt das?

Die Frage ist, wie setzt sich die Erwärmung der Atmosphäre tatsächlich in Extrem-Ereignisse um. Also in Wetterphänomene, die Erwärmung des Ozeans sowie das Schmelzen der Gletscher und Eisschilde und dem damit verbundenen Anstieg des Meeresspiegels.

Gibt es denn etwas, was man sicher über das Morgen sagen kann?

Es ist schwierig. Man kann zumindest soviel sagen, dass mit größter Wahrscheinlichkeit 90 Prozent der Erwärmung der letzten 50 Jahre auf den unmittelbaren Einfluss durch den Menschen zurückzuführen ist. Wenn man das weiß, muss man sich überlegen, ob man in ein Flugzeug steigen würde, dass eine 10-prozentige Chance auf einen Absturz hat. Wahrscheinlich würden Sie nicht mehr einsteigen.

Ist die Klimaerwärmung denn noch zu stoppen?

Es muss ein Umdenken stattfinden. Und da sind natürlich vor allem auch Staaten wie China, Russland und vor allem die USA gefordert, ihren CO_2-Austoß zu vermindern. Denn auch wenn die direkten Effekte der Klimaerwärmung bei uns noch relativ verhalten ankommen, werden auch wir es zu spüren bekommen, wenn es beispielsweise Afrika schlechter geht. Von Langzeitschäden der Ökosysteme mal ganz abgesehen.

Zur Person: Peter Lemke ist Leiter des Fachbereichs Klimawissenschaften am Alfred-Wegener-Institut in Bremerhaven. Er ist Mitverfasser des IPCC-Berichtes, dem internationalen UN-Experten-Bericht zur Klimaveränderung, der 2007 mit dem Friedens-Nobelpreis ausgezeichnet wurde.

Foto: AWI

Close your Eyes

Unter der Friedensbrücke

Justus Becker

LIES
LIES
LIES
Mogadishu

LIES
LIES
LIES
POWERED BY ENDLESS-FEM

Mogadishu
Y O U R

MALEN
NUR MIT
LAUB

Warten auf Grün

Jörg Obernolte

FRIEDE
DEN
HÜTTEN
KEINE MACHT
FÜR NIEMAND!
POLIZEI

Yared Dibaba

Kurzinterview

Text: Martin Märtens

Fotos: Sigrun Strangmann

Was ist Macht?

Macht bedeutet, etwas gestalten oder machen zu können. Damit muss man aber natürlich auch umgehen können. Macht kann also sowohl etwas Positives wie auch etwas Negatives bewirken. Das kann zum Beispiel auch vom Blickwinkel des Betrachters abhängen. Macht kann verführen, sie zu missbrauchen, ebenso wie Alkohol oder Drogen.

Wie wichtig ist Ihnen Macht?

Das Bewusstsein zu haben, Dinge beeinflussen und mein Leben ändern zu können, gibt mir ein besseres Gefühl, als keine Macht über mein Leben zu haben.

Wie drückt sich Macht bei Ihnen aus?

Ich glaube alleine dadurch, dass ich in den Medien arbeite, bin ich sozusagen damit ganz automatisch Teil eines Machtapparates.

Yared Terfa Dibaba,
Moderator und Schauspieler

Ohnmacht I

Legal: Alkohol

Text: Martin Märtens
Fotos: Sigrun Strangmann

Morgens gegen 11 Uhr kam das erste Zittern.

„Um Gottes Willen, so will ich nie werden“ dachte die damals 10-jährige Rita, als sie ihre stocktrunkene Stiefmutter sah. Ein Jahr zuvor war ihre leibliche Mutter verstorben, anschließend hatte der Vater eine neue Frau gefunden. Eine Alkoholikerin. „Sie war nicht in der Lage, sich um uns Kinder zu kümmern, so musste ich meinen kleinen Bruder großziehen“ erinnert sich Rita. Es folgten mehrere Frauen, alle hatten Alkoholprobleme. Rita lernte früh den Umgang mit Alkohol. Nie wollte sie so werden wie ihre Stiefmütter. Schließlich wurde sie genauso. Verfiel der gleichen Droge und beging die gleichen Fehler.
Mit Mitte 20 lernte Rita ihren späteren Mann kennen, der gerne mal einen trank und immer gut drauf war. „Ich wollte auch gut drauf sein“, sagt sie. Also trank sie mit. Meistens Weinbrand. Den ersten gab es in der Regel bereits vor dem Mittagessen. „Morgens gegen 11 Uhr kam das erste Zittern“. Dann brauchte Rita den ersten Drink. Und obwohl sie irgendwann realisierte, dass ihr Trinkverhalten nicht normal war, andere Menschen weniger tranken, gestand sie sich nicht ein, abhängig zu sein. Sie glaubte, alles unter Kontrolle zu haben. Während zum Beispiel Heroinabhängige sich relativ schnell zugestehen, süchtig zu sein, ist das bei Alkoholikern in der Regel grundlegend anders. Der Abhängige glaubt, sein Trinkverhalten kontrollieren zu können. Spätestens das ist der Punkt des Kontrollverlustes. Der Alkohol hat, schleichend still und leise, die Macht übernommen.

„Ich konnte mir damit meinen Frust wegsaufen.“

„Ach, so schlimm ist es bei mir ja gar nicht. Es gibt andere, die trinken noch viel mehr“, setzte der Verdrängungsmechanismus bei der gelernten Bankkauffrau ein. Ihren Beruf konnte sie trotz Abhängigkeit weiter ausführen. Weder Kollegen noch Kunden konnten oder wollten von ihren Problemen etwas merken. „Ich bin nie auffällig

geworden, dennoch spielte der Alkohol eine bedeutende Rolle. Ich konnte mir damit meinen Frust wegsaufen."
Alkoholkonsum war auch im „Freundeskreis" (heute spricht sie von den Saufkumpanen) allgegenwärtig. Alkoholismus hingegen weniger ein unbekanntes Feld denn ein absolutes Tabu. Als Alkoholiker galten die verwahrlosten Penner unter der Brücke. Nicht aber die in Lohn und Arbeit stehenden Ehemänner und -frauen.

„Die Scham konnte ich nur wegtrinken."

Dabei fing die Beziehung mit ihrem damaligen Mann eigentlich ganz anders an. Cannabis und LSD waren zunächst die bevorzugten Rauschmittel. Schließlich kamen Kokain, Speed und andere Amphetamine hinzu. Und mit der Zeit nahm auch der Alkohol eine immer wichtigere Rolle ein. Nach der Geburt der beiden gemeinsamen Kinder 1982 und 1986 stieg Rita schließlich Ende der 80er Jahre bei ihrem Mann mit ein, der im Warentermingeschäft tätig war. „Damals war es völlig normal, schon morgens zu trinken. Das machte einen lockerer am Telefon", so Rita. Zudem stieg der Kokain-Konsum stetig an. Immerhin konnte man auf Koks trinken ohne betrunken zu werden. Zumindest glaubte sie das. So wurde neben dem Alkohol das Kokain zum täglichen Begleiter. Eine Flasche Weinbrand pro Tag – mindestens. Am Wochenende eher mehr. Vier Jahre lang.

Wie aber kann so etwas mit zwei Kinder funktionieren? „Gar nicht", lautet die klare Antwort und es folgt eine Alltagsbeschreibung: „Irgendwann, meist in den frühen Morgenstunden, sind wir völlig breit im Bett gelandet.

Morgens musste ich dann trotzdem aufstehen, um die Kinder zu versorgen und zur Schule zu schicken. Meistens hatten wir dann Streit. Mein Sohn hat morgens sehr oft geweint, weil ich ihn angeschrien habe. Das lag natürlich nicht an ihm, sondern an mir. Ich war noch völlig betrunken. Es tat mir unendlich leid, doch ich konnte nichts machen."

Dennoch blieb die Familie irgendwie zusammen, es wurde vor allem viel dafür getan, dass nichts nach draußen drang. „Wir

lebten im selben Haus mit meinen Schwiegereltern zusammen. Die haben sehr viel von den Kindern fern gehalten“.

Der Alkohol entwickelte sich unterdessen für die junge Mutter immer mehr zu einem Teufelskreis: „Ich habe mich geschämt, weil ich getrunken habe. Ich hatte das Gefühl, ich hätte ein Brett vor dem Kopf, auf dem ‚Alkoholiker’ stand“. Ich habe mich vor meinen Kindern geschämt und vor meinen Schwiegereltern. Ich habe mich vor Scham nicht mehr auf die Straße getraut. Diese Scham konnte ich nur wegtrinken.“

Zugleich deckelten die Schwiegereltern das Verhalten der Eheleute nach außen. Dem eigenen Sohn, ein Einzelkind, wurde auch intern gerne das eine oder andere Glas als Mann zugestanden. Hingegen galt Rita als Nestbeschmutzerin und sah sich vermehrt Anschuldigungen ausgesetzt.

„Mein Mann würgte mich und hätte mich wohl umgebracht“.

Mit wachsendem Alkohol- und Drogenkonsum hielten Gewalt und Aggression Einzug in die Ehe. Schlägereien waren keine Seltenheit. Es wurde sogar lebensbedrohlich: „Meine Mann würgte mich und hätte mich wohl umgebracht“, erinnert sich Rita. Schließlich hätten die Schwiegereltern von dem Streit mitbekommen, ihren Sohn von der mittlerweile schon wehrlosen Frau heruntergezogen und ihm geraten, sich „an so einer nicht die Finger schmutzig“ zu machen.

Dennoch blieb Rita bei ihrem Mann. Dennoch tranken beide weiter. Bis aufgrund des Konsums immer weniger Geld vorhanden war. 70.000 Mark an Schulden hatten sich angehäuft. Alkohol und Kokain waren dennoch täglich präsent, zumindest solange die finanziellen Mittel dafür vorhanden waren. Bis es immer schwieriger wurde, Geld aufzutreiben. Eines Abends wartete Rita sehnsüchtig auf ihren Mann, da er versprochen hatte, nach Feierabend eine Flasche mitzubringen. Es war kein Geld im Haus, den ganzen Tag hatte sie schon nichts getrunken und sich durch den „Tag gezittert“. Das Verlangen war groß. Die Gläser standen schon bereit. Als er dann mit einem Freund im Schlepptau und ohne Weinbrand die Wohnung betrat, rastete

Rita aus. Sie schrie ihren Mann und dessen Freund an, den Tränen nahe. Bis der Freund folgenden Satz zu ihr sagte: „Rita, krieg dich mal wieder ein. Du bist Alkoholikerin. Die einzige, die etwas daran ändern kann, bist du selbst.“ Noch mehr Tränen. Verzweifelung.

„Morgen höre ich auf“.

Das saß und war zugleich der Wendepunkt. Und obwohl sie ja eigentlich schon vorher wusste, was mit ihr los war, war das der Zeitpunkt, an dem sie es sich erstmals eingestand. Leise kam „Morgen höre ich auf“ aus ihrem Mund. Ein Satz, der schon öfter gefallen war. Zum ersten Mal war er mehr als ein Lippenbekenntnis.
Am nächsten Morgen, dem 4. Dezember 1992, wurden die Anonymen Alkoholiker kontaktiert. Am gleichen Abend besuchte sie erstmals ein Meeting der AA’s. „Seit diesem Zeitpunkt brauchte ich nicht mehr zu trinken“, sagt sie. Zwei Wochen habe sie für den Entzug gebraucht, sei immer Zickzack auf der Straße gegangen, um so möglichen Versuchungen wie Kneipen, Kiosken oder Supermärkten auszuweichen.

„Ich hatte mich verloren, wusste nicht mehr, wer ich bin“.

Hatte sie die Macht über ihr Leben zurück gewonnen? Mitnichten. Rita trank nicht mehr, hatte einen festen Job und konnte die Familie ernähren. Doch nun hatte sie einen neuen ständigen Begleiter: Die Angst. „Ich habe mir zunächst alles schön geredet. Ich trinke nicht mehr, also ist alles gut“. Die Gläubiger wurden bezahlt, der Haushalt gemacht und das Familienleben gelebt. Zusammen mit dem weiterhin trinkenden Ehemann. „Ich habe mir meine eigene Welt gebaut“. Rita konnte nicht ertragen, was passiert war, wollte sich ihrer Vergangenheit nicht stellen. Fast zwangsläufig folgte nach viereinhalb Jahren Trockenheit der schwere psychische Zusammenbruch. Sie nahm psychiatrische Hilfe in Anspruch und arbeitete ihr Leben auf. Zunächst ambulant, dann stationär und schließlich sogar in einer Suchtklinik. „Ich hatte mich verloren, wusste nicht mehr wer ich bin. Das einzige Gefühl, das

ich noch kannte, war Angst.“ Rita stellte alles in ihrem bisherigen Leben infrage. Es folgte die Trennung vom Ehemann. Und der Auszug – ohne die Kinder. Die wollten lieber beim Vater und den Schwiegereltern bleiben. Dennoch ging Rita den Schritt, auch wenn sie große Angst davor hatte, ihre Kinder zu verlieren, wusste sie doch, dass hinter ihrem Rücken gegen sie agitiert wurde. „Es gab für mich aber keinen anderen Weg“. Anfangs rief sie noch täglich bei den Kindern an. Doch als das auf wenig Gegenliebe stieß, fasste die heute 57-Jährige einen Entschluss: „Als ich merkte, dass meine Kinder nicht mit mir sprechen wollten, habe ich ihnen gesagt, dass ich sie nun nicht mehr anrufen werde. Sie sollten sich, wenn sie wieder mit mir sprechen wollten, bei mir melden. Eine harte Zeit“. Es dauerte sechs Wochen, bis sich die Tochter meldete, der Junge brauchte etwas länger. Mittlerweile hat Rita zu ihren Kindern wieder ein normales Verhältnis.

Als ihr zweiter Mann, ein trockener Alkoholiker, starb, wurde Rita rückfällig. Sie suchte Trost in einer Flasche Wein, als der Mann, den sie ohne Wenn und Aber liebte, von ihr ging. Es blieb bei genau diesem einen Mal. Rita hat es geschafft, sich die Macht über ihr Leben zurückzuholen.

Heute betreut Rita psychisch Kranke und ehemals Süchtige. Sie geht einer geregelten Arbeit nach, spielt bei der „Wilden Bühne“ mit anderen ehemals Süchtigen Theater und genießt ihr Leben.

Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung geht von derzeit etwa 1,3 Millionen Alkoholabhängigen aus. Experten schätzen die Anzahl deutlich höher ein. Derzeit sterben laut Bundesregierung in Deutschland etwa 73.000 Menschen pro Jahr an den Folgen ihres Alkoholmissbrauchs.

Ohnmacht II

Illegal: Heroin

Von Martin Märtens

Foto: Sigrun Strangmann

Ah, when the heroin is in my blood
And that blood is in my head
And thank God that I‘m as good as dead
And thank your God that I‘m not aware
And thank God that I just don‘t care
And I guess I just don‘t know
And I guess I just don‘t know

(Heroin, The Velvet Underground, 1967)

Foto: Sigrun Strangmann

Er verlor die Macht über sein Leben, ohne sie gehabt zu haben.

Und dann erlag Sergej auch noch dem Heroin.

„Schwarz. Alles war Schwarz. Fünf Tage lang. Kein Antrieb, keine Lebenslust, kein Appetit, keine Lust auf gar nichts. Nur ein nicht enden wollender schwarzer Tunnel. Kein Licht am Horizont“. So beschreibt Sergej heute die Tage, wenn er auf „Turkey“ war, den kalten Entzug durchlebte. Erst danach wurde es besser, aber nicht gut. Geld beschaffen, ein Auto leihen und nach Holland fahren, um neuen Stoff zu besorgen. Der erste Schuss gleich vor Ort. Zum Runterkommen. Endlich wieder normal. Durchatmen.

Der Aufbruch

Anfang der 90er Jahre, Perestroika und Glasnost waren in vollem Gange, Gorbatschow an der Macht und die Sowjetunion zerfiel in ihre Einzelteile. Als der Bruder eingezogen werden sollte und ein Einsatz im Tschetschenien-Krieg drohte, beschloss Sergejs Familie, ins Land der Vorfahren aufzubrechen. Die alte Heimat. Ein Land, das weder die Eltern noch die Kinder je zuvor gesehen hatten und dessen Sprache sie nicht kannten. Ein Land, für dessen Verhalten im Zweiten Weltkrieg der Zehnjährige von den Klassenkameraden noch immer verantwortlich gemacht wurde. Der Nachname Götz war zu eindeutig, als dass er nicht dazu einlud, als Faschist bezeichnet zu werden. Dennoch war die Familie in der Sowjetunion zuhause. Dort lebten die Verwandten, die Freunde und man verstand die Sprache. Dort gab es den Sportverein und die Schule, in der Sergej einer der Besten war. In der neuen Heimat sollte alles anders werden.

„Ich weiß nicht, was meine Heimat ist“, sagt Sergej heute. Damals vor mehr als 20 Jahren war er voller Optimismus aufgebrochen. Doch die Vorfreude endete jäh. „Ich war ein halbes Jahr nur zu Hause, habe den anderen Kindern beim Spielen zugeguckt, konnte aber nicht mitmachen“. Dann kam er in Emden in die Schule. Endlich. Aber keiner wollte etwas mit dem Russen zu tun haben, der gar kein Russe war, sondern neben dem Namen auch einen deutschen Pass besaß. „Ich hatte nicht das Gefühl, willkommen zu sein, die deutschen Kinder haben mich gemieden.“ Sergej fühlte sich allein. Bis er auf dem Pausenhof eine Gruppe russisch sprechender Jungs traf. Man freundete sich an, bildete eine Clique und isolierte sich noch mehr von den anderen. „In der Gruppe waren wir stark, wir hatten Macht“, sagt Sergej.

Alkohol & Cannabis

Sein neues Zuhause, eine Wohnung in Emden, stand von Beginn an unter keinem guten Stern. Hatte der Vater schon früher kräftig dem Alkohol zugesprochen, so trank er jetzt noch mehr. Die frustrierte Mutter ließ ihre Probleme beim jungen Sohn aus. Sergej verbrachte immer mehr Zeit mit seinen Freunden und immer mehr Zeit draußen, da er es zu Hause nicht mehr aushielt. Und irgendwann kam auch für Ihn der Alkohol hinzu. Treffen am Bagger-

see, Hochprozentiger der vorher „organisiert“ wurde und Trinken bis zum Umfallen. „Einer meine Freunde war bewusstlos.

Kiffen war angesagt. Anfangs wenig, dann immer öfter und in immer größeren Dosen. Dem Joint folgten Pfeife, Wasserpfeife und Eimer.

Wir schleppten ihn zum Kanal, um ihn wach zu bekommen, fast wäre er dabei ertrunken, wir waren ja selber breit“, erzählt Sergej. Anfangs nur vereinzelt kamen mit der Zeit immer mehr Saufgelage dazu – auch unter der Woche. Der Alkohol wurde geklaut, da die Gruppe über kein Geld verfügte. Schließlich kamen weitere Aussiedler, dieses Mal etwas ältere Jungs, hinzu und nun wurde auch geraubt oder „abgezogen“, wie es in der Szene heißt. „Als Gruppe waren wir stark und ich fand es männlich, zu trinken“. Von zu Hause kannte er nichts anderes. Eines Tages brachten einige der älteren Jungs Cannabis mit. „Beim ersten Mal haben wir gar nichts gemerkt, dachten wir zumindest“, erinnert sich der 33-Jährige. Es wurde weiter geraucht und der Gefallen am Gras stieg. So sehr, dass sogar größtenteils auf das Trinken verzichtet wurde. Kiffen war angesagt. Anfangs wenig, dann immer öfter und in immer größeren Dosen. Dem Joint folgten Pfeife, Wasserpfeife und Eimer.

Der erste Schuss

Zwischendurch hatte sich Sergej gefangen und seinen Hauptschulabschluss gemacht. Note 2,1. Er beschloss weiter zur Schule zu gehen und seinen Realschulabschluss zu machen. Immerhin. In der Sovjetunion hätte er wahrscheinlich studiert. Sein Vater begann jetzt täglich zu trinken, der daraus resultierende Streit ließ ihn noch mehr Zeit mit seinen Freunden verbringen. Durch das ständige Kiffen sackten die Leistungen in der Schule total ab. Langeweile machte sich breit. Perspektivlosigkeit ebenso. In dieser Phase freundete sich Sergej, damals 16, mit einem Gleichaltrigen an. Natürlich auch ein Russland-Deutscher. Dessen älterer Bruder gehörte zu einer Dreiergang, die sich mit kriminellen Machenschaften aller Art ihr Einkommen sicherte. Und die Heroin nahm. „Eines Tages fragte mich mein Kumpel, ob ich nicht auch Lust hätte, das mal zu probieren.“ 100 Mark wurden für den Stoff besorgt, um den Rest kümmerte sich die Gang. Sergej erinnert sich: „Einer von ihnen hatte eine eigene Wohnung. Da hingen wir sowieso immer ab. Sie kochten dann das Heroin auf und gaben anschließend noch Kokain dazu. Dann gab mir einer die Spritze. Diese Mischung hat mich verzaubert.“

Der Rausch

Während Kokain eine eher aufputschende Wirkung hat, bringt das Heroin einen runter. Ein fataler Cocktail. Die beiden Substanzen verstärken sich in ihrer Wirkung wechselseitig. Die Mischung gilt als besonders gefährlich. Und besonders wirkungsvoll – zumal der Umgang der Gruppe untereinander – mal abgesehen vom Drogenkonsum – sogar als fürsorglich beschrieben werden kann. „Es war wie eine

Zeremonie. Wenn wir gespritzt haben, wurden die Lichter ausgemacht. Einer aus der Gruppe nahm mich mit in ein Zimmer. Meine Beine wurden hochgelegt. Mit meinen Händen hielt ich Augen und Ohren zu und plötzlich war ich bei mir. Nur bei mir." Sergej fühlte sich und seinen Körper – dem Gefühl nach das erste Mal seit einer Ewigkeit. Und neben ihm lag ein Erwachsener, der mit ihm sprach. Ihn fragte, wie es ihm ging und was er im Leben noch so vorhatte. Lange vermisste Geborgenheit. „Ich wurde wahrgenommen und mir wurde zugehört. Das kannte ich so gar nicht mehr."

„Plötzlich merkte ich, dass auch geistig etwas mit mir passierte."

Angst vor dem ersten Schuss hatte Sergej keine, warum auch, hatte der knapp 18-Jährige doch das Gefühl, nichts zu verlieren zu haben. Es gab eine neue Leidenschaft und er wollte mehr davon. Ein halbes Jahr lang ging alles gut. Man traf sich am Wochenende, setzte sich einen Schuss und das war es. Er fuhr mit den Jungs nach Holland, kaufte ein, lernte die entsprechenden Leute kennen. Schließlich schleuste er auch mehr als den Eigenbedarf ein und verkaufte das Zeug. Bis die Gruppe aufflog. Er wurde verhaftet, kam aber nicht ins Gefängnis. Die Staatsanwaltschaft hatte zu wenige Beweise. Und die anderen hielten dicht. So war der Ehrencodex.

Die Abhängigkeit

Trotz dieser Erfahrung machte er weiter. Anfangs zurückhaltender, später wieder deutlich mehr.
Und dann kam der Moment, als er zwar noch Heroin, aber kein Kokain mehr für den Cocktail oder Speedball hatte. Ein Freund rief an, der etwas kaufen wollte. Sergej erklärte, dass er aber nur noch Heroin habe. „Umso besser, komm vorbei", lautete die Antwort. Das erste richtig heftige Wochenende folgte. Drei Tage am Stück wurden täglich zwei bis drei Spritzen konsumiert. „Plötzlich merkte ich, dass auch geistig etwas mit mir passierte". Als das Heroin alle war, stellten sich die Nebenwirkungen ein: Keine Lust zum Leben, Depressionen und dazu ein körperliches Unwohlsein – das kannte er so bisher nicht. Kein Appetit, Schüttelfrost, Heiß/Kalt-Gefühle auf der körperlichen Seite, Angstzustände und schlaflose Nächte auf der psychischen. Die ersten richtigen Entzugserscheinungen. „Lass uns Geld besorgen und nach Holland fahren, damit das aufhört", war die Reaktion. Der nächste Schuss musste her.
Etwa zur gleichen Zeit schaffte Sergej mit Hängen und Würgen die zehnte Klasse. Sein Wunsch: Eine Offizierslaufbahn bei der Bundeswehr. Da war es alles andere als hilfreich, vollgedröhnt zur Musterung zu erscheinen. „Ich hatte gehofft, dass einer der anderen Jungs für mich in den Becher pinkelt." Haben sie aber nicht. Und Sergej wurde nicht genommen.
Dennoch gelang es ihm, einen Job zu bekommen, bei dem er 900 Mark verdiente. Der Anfang vom Ende. Er kannte die Stellen, wo er in Holland an den Stoff kam. Und so wurde ab jetzt täglich gespritzt. Bis er krank wurde, Hepatitis C. Er kam ins Krankenhaus, anschließend war die Arbeit weg, die Sucht aber immer noch da. Größer als je zuvor. Sergej wurde wieder kriminell oder lieh sich Geld. Wenn beides nicht klappte, war die Konsequenz kalter Entzug. Schlimmer als je zuvor. „Ich habe nur noch gespritzt, um den Entzug loszuwerden. Um den Rausch ging es gar nicht mehr." Immer öfter wurde er von der Poli-

zei geschnappt – wegen Diebstahl, Betrug oder Fahren ohne Fahrerlaubnis festgenommen. Eine längere Haftstrafe drohte. „Zu der Zeit habe ich überlegt, nach Russland abzuhauen oder mir mit einer Überdosis das Leben zu nehmen. Einen mehrmonatigen Entzug im Knast hätte ich nicht durchgehalten."

Der Entzug

Was ihn damals vom Selbstmord abhielt, war sein Schuldgefühl den Eltern gegenüber. Den Eltern, die sich eigentlich nie richtig um ihn gekümmert hatten. Und seine Anwältin, die ihm dazu riet, zur Drogenberatungsstelle zu gehen, um so vielleicht eine Haftstraße umgehen zu können. Es klappte. Der damals 22-Jährige begab sich in eine geschlossene Anstalt. Die Therapie dauerte ein Jahr. „Ich habe dabei gemerkt, dass in meinem Leben etwas nicht stimmt. Und auch, das mit meiner Familie etwas nicht stimmt." Viele Wunden traten hervor, aber Sergej wusste nicht damit umzugehen, fühlte sich allein gelassen und sehnte sich nach Einzelgesprächen, die er aber nicht bekam. Nach einem Jahr war er wieder draußen, traf die alten Freunde wieder und der Kreislauf begann von vorn. Es folgte die nächste Therapie, 16 Monate. Wieder keine Einzelgespräche. „Ich fühlte mich ohnmächtig, wusste nicht, was ich machen sollte."

Kaum zurück war er wieder abhängig. In der Nähe von Oldenburg folgte der nächste Entzug. Nach der Entlassung sollte in Oldenburg, fern von Freunden und Eltern in Emden, ein neues Leben beginnen. Es kam nur noch schlimmer. Die Substitution mit Methadon führte dazu, dass Sergej auch in der fremden Stadt mit Leuten aus der Szene und Dealern fast zwangsläufig zusammentraf. Erneute Abhängigkeit, dieses Mal heftiger als je zuvor. Das Leben auf der Straße drohte. Sein Lebensinhalt bestand nur noch in der Suche nach dem nächsten Schuss. „Mein Tiefpunkt."

Zurück im Leben

Eher zufällig kam Sergej in Kontakt mit einer Fallmanagerin, die sich seiner annahm, mit ihm zur Drogenberatung ging, sein Leben in geordnete Bahnen lenkte und ihm eine vierte Therapie ermöglichte. Dieses Mal mit Einzelgesprächen und dem Einstieg in Selbsthilfegruppen. „Als dann auch noch mein Vater im Alter von 57 Jahren an den Folgen seines Alkoholkonsums starb, wusste ich, dass es um mein Leben geht. Und das mit 30 Jahren." Heute sagt Sergej, dass er der Fallmanagerin sowie dem Tod seines Vaters sein Leben zu verdanken hat.

„Ich fühlte mich ohnmächtig, wusste nicht, was ich machen sollte."

Sergej ist jetzt 33 Jahre alt, seit zwei Jahren clean, spielt Theater und gibt sein Wissen an andere weiter. Seine Entscheidungen trifft er bewusst und weiß, was er will und was nicht. Er ist glücklich, wie er selber sagt, und genießt sein Leben. Und zum ersten Mal weiß er, was es heißt, die Macht über seine eigenen Entscheidungen zu haben.

Es ist auch immer noch längst nicht alles weiß in Sergejs Leben. Grautöne würden seine momentane Situation wohl am besten beschreiben. Aber es gibt so ein Gefühl, einen Hunger nach Leben, der lange nicht mehr da war - und das ist für ihn sogar mehr, als nur ein Licht am Ende des Tunnels.

Zentimeterarbeit

Porträt eines Mächtigen

Text: Sylvia Roth

Foto: Sigrun Strangmann

Die Mitte war weg. Von einem Moment auf den anderen. Ein starkes Kribbeln vibrierte in der linken Körperhälfte, von der Kopfhaut bis zur Fußspitze hinunter, Arm und Bein ließen sich nur noch unter größter Anstrengung heben, die Lippen schienen taub und wollten sich nicht mehr zum Pfeifen spitzen. Fühlt sich so ein Schlaganfall an?

Ein Mensch, der Macht hat.

Jan ist 37 Jahre alt, als er in der Nacht auf den 8. Januar 2007 die Ohnmacht kennen lernt. „Dieses Datum", so sagt er im Rückblick, „vergisst du nie mehr." Als Abteilungsleiter in einem großen Unternehmen hat er damals zwölf Mitarbeiter unter sich, besitzt die Fähigkeit, Vorgesetzte mit Argumenten zu überzeugen und Kunden mit Worten zu gewinnen. Ein Mensch, der Macht hat. Ein Mensch, der plötzlich wie eine Schildkröte auf dem Rücken liegt, sich nicht mehr bewegen kann und auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Darauf, dass seine Freundin, die weinend neben ihm auf dem Bett sitzt und fast gelähmter wirkt als er selbst, endlich den Notarzt ruft. Darauf, dass ihn die beiden Sanitäter, die ihn durch die enge Wendeltreppe vom Schlaf- ins Wohnzimmer hinunter bugsieren müssen, nicht fallen lassen. Darauf, dass die Ärzte schnell diagnostizieren, ob sein Schlaganfall durch eine Blutung oder durch eine Stauung verursacht wurde, damit sie ihn mit den richtigen Medikamenten versorgen können. Denn: „Time is brain" – je früher geholfen wird, desto größer die Chance, sich wieder zu regenerieren.

An Regeneration denkt Jan noch nicht, während er in ein Berliner Krankenhaus eingeliefert wird, er ist damit beschäftigt, wahrzunehmen, in welchem Ausmaß er die Kontrolle über seine Körperfunktionen verloren hat. Sein Gleichgewichtssinn fehlt – wo seine Körpermitte anfängt und wo sie aufhört, lässt sich nicht mehr klar verorten. Nur liegen kann er, zum Sitzen benötigt er die Stütze anderer. Versucht er, sich vom Rücken auf die Seite zu drehen, passiert das so unkoordiniert, dass er die Kabel des EKG-Gerätes abreißt. Seine Sprache klingt schwammig, weil er die Zunge nicht mehr steuern kann. Krankenschwestern waschen ihn, rasieren ihn, putzen ihm die Zähne, bringen ihn aufs Klo, wischen ihm den Hintern ab. Nur eines ist noch voll da: Das Denken. Das Denken, das ihn mit der Frage bestürmt, warum das ausgerechnet ihm passiert ist. Das Denken, das sich informieren will und erfährt, dass 48 Prozent der Betroffenen innerhalb eines Jahres sterben können. Das Denken, das sich dennoch von alledem nicht erschrecken lässt und überlegt, ob diese Krise vielleicht eine Chance sein kann, die eigene Kraft überhaupt erst zu entdecken. Das Denken, das somit – neben dem Willen – Jans letzte Bastion der Macht ist.
In den nächsten Wochen besteht das Leben aus Zentimeterarbeit, die Welt gliedert sich in Ziele, die scheinbar nahe liegen und doch so fern sind. Ein Meter bedeutet Höchstleistungssport. Zwei Physiotherapeutinnen halten Jan fest, als er versucht, seinen ersten Schritt zu machen. Er fällt trotzdem um – und steht wieder auf, versucht es noch einmal. Es ist, als würde er seine Kindheit ein zweites Mal erleben. Neu gehen lernen, neu sprechen lernen, neu greifen lernen. Sämtliche 37 Jahre lang automatisierten Bewegungsabläufe sind gelöscht und müssen dem Gehirn wieder mitgeteilt werden.

Immer dann ist das Gefühl der Ohnmacht am größten, wenn die anderen unfreundlich und unzuverlässig sind. Manchmal

sitzt Jan eine Stunde auf der Toilette, ehe der Pfleger kommt, um ihn wieder zurück ins Bett zu transportieren. Der Arzt, mit dem er sprechen will, schmettert ihn mit dem Kommentar ab, dass seine Fragen „banal“ seien. Die Krankenschwester vergisst, die Gitter am Bett hochzuklappen, so dass Jan in der Nacht aus dem Bett fällt. „Wenn du gelähmt im Rollstuhl sitzt, bist du klein, guckst von unten auf die anderen hoch, fühlst dich unterlegen und machtlos.“ Auf einem Diktiergerät, das ihm als Tagebuch dient, hält der ehemalige Linkshänder, der erst mühsam das Schreiben mit rechts lernen muss, seine Gedanken fest.

Ausgerechnet die nüchternen Zentimeter, Meter und Kilometer sind es, die Jan aus der Ohnmacht retten. Sie machen die Fortschritte seines Körpers messbar, zeigen ihm in Zahlen, dass er jeden Tag eine Entwicklung verbuchen kann. „Wären diese Erfolge nicht gewesen, wäre ich wahrscheinlich verzweifelt.“ Nach drei stationären Monaten darf er die Reha-Klinik verlassen und ambulant weiter üben. Nicht nur die Stunden mit den Physiotherapeuten, sondern jede Möglichkeit nutzt er, um zu trainieren: Mit der Gehhilfe legt er erst ein Haus, dann zwei Häuser, dann drei Häuser zurück und schafft es irgendwann zur Bäckerei am Straßenende.

Der Arzt, mit dem er sprechen will, schmettert ihn mit dem Kommentar ab, dass seine Fragen „banal“ seien.

Auf seinem Fahrradergometer erhöht er die Strecken, die er fährt. Der Weg von der Spandauer Wohnung zur Physiotherapie in Pankow wird zur Tagesleistung: Schon zu Fuß zur Bushaltestelle zu gehen, verlangt ihm alle Kraft ab, die Fahrt im Bus gestaltet sich als Balanceakt und das Umsteigen in die U-Bahn ist eine weitere Herausforderung – endlich in der Reha angekommen, sind Jans Ressourcen fast erschöpft. Trotzdem steigern sich die Ziele nach und nach, wenden sich von der bloßen körperlichen Maßarbeit langsam wieder Richtung Leben: Abendessen mit der Freundin beim Italiener um die Ecke – wo die anderen Gäste den jungen Mann, der mit Gehstock das Lokal betritt, anstarren. Eine Karte für das Police-Konzert, das ein Jahr später stattfindet – bis dahin will er wieder auf dem Damm sein. Anderthalb Jahre lang arbeitet Jan hart an sich, vergrößert nach und nach seine Vorsätze, bis er schließlich den Versuch startet, ins Berufsleben zurückzukehren.

Wie das funktionieren soll, hat er sich genau überlegt: Vormittags will er zur Physiotherapie gehen, nachmittags zur Arbeit und abends ein soziales Leben führen. Vielleicht ist schon die Tatsache, dass es ihm schwer fällt, die Krawatte zu binden, weil die linke Hand ihm weiterhin ihre Grenzen zeigt, ein Hinweis darauf, dass der Plan nicht aufgehen kann. Jan überfordert sich – diese Art der „Normalität“ ist nicht mehr für ihn gebaut. Dennoch will er die Überbelastung unbedingt als Chance sehen, sich in Kondition zu üben. „Ich Idiot habe weitergemacht wie vor dem Schlaganfall.“ Schließlich muss er seine

Arbeitsstelle aufgeben, kurz darauf trennt sich die Freundin per E-Mail von ihm. Damit beginnt für Jan zwei Jahre nach dem Schlaganfall eine Krise, die größer ist, als alles zuvor: „Das hat mich umgehauen." Konnte er sich im Rahmen der Krankheit in Übungen stürzen, um die Heilung voranzutreiben, ist der Weg jetzt nicht mehr klar vorgegeben. Die Gedanken kreisen unaufhörlich, die Emotionen beschlagnahmen ihn in sämtlichen Gemütszustände. Warum er in dieser Situation ausgerechnet den Buddhismus für sich entdeckte, kann Jan nicht genau sagen. „Vielleicht, weil ich den Eindruck hatte, dass es die Religion ist, die die eindeutigsten Werkzeuge für Krisensituationen gibt." Leben ist Leid: So schnörkellos benennt die buddhistische Lehre die Grundtemperatur des menschlichen Daseins – und bietet vielleicht genau deshalb so viele Möglichkeiten, das Leid aufzulösen. Jan beginnt zu meditieren. Er holt sich Rat von buddhistischen Meistern, geht tagelang ins Kloster, um zu schweigen, taucht tief hinab in sein Inneres. Er konfrontiert sich mit den eigenen Gedanken, sortiert diejenigen aus, die ihm schaden und versucht, sie durch solche zu ersetzen, die ihm gut tun. Güte nimmt den Platz von Hass ein, Gelassenheit den der Unruhe. Jan begegnet Wahrheiten, die schwer zu ertragen sind und findet zugleich seine innere Macht. Er lernt, sich weder von der Vergangenheit festhalten noch von der Zukunft unter Druck setzen zu lassen. Er lernt, im Augenblick aufzugehen.

Leben ist Leid

Heute, sechs Jahre nach dem Schlaganfall, ist Jan Berufsrentner – und glücklich. Noch immer zieht er das linke Bein beim Gehen ein wenig nach, noch immer ist die Motorik der linken Hand eingeschränkt, noch immer geht er regelmäßig zur Physiotherapie. Doch die Grenzen, die ihm sein Körper setzt, empfindet er nicht mehr als hemmend, sie provozieren keine Ungeduld mehr. Im Gegenteil fühlt er sich unendlich reich an Möglichkeiten und nutzt seine Zeit, um Neues für sich zu entdecken: die Kunst und die Musik, das Theater und die Literatur. Sein Begriff von Macht hat sich grundlegend gewandelt. „Früher wollte ich immer an den großen Rädern drehen, wollte im Beruf erfolgreich sein – jetzt interessiert mich das nicht mehr." Stattdessen empfindet er Macht als eine Fähigkeit, zu wissen und zu verstehen, als ein Vermögen, die eigenen Gedanken zu erkennen und souverän damit umzugehen. „Dinge, die man ändern kann, die ändere. Dinge, die man nicht ändern kann, die nehme hin" – diesen Leitfaden hat er sich zum Credo erkoren. Und dieses Credo ist es sicherlich auch, das Jan so unerschrocken macht. Vor dem Tod jedenfalls hat er keine Angst: „Ich lebe gerne, aber wenn es so weit ist, dann ist es eben so weit." Jan weiß jetzt, wie stark er ist. Hat er doch nichts Geringeres geschafft, als das Leben neu zu lernen.

Reichstag – Demonstration der Macht

Glücksgefühl russischer Soldaten die sich auf einer Wand im Reichstag nachdem der Krieg gegen Hitler gewonnen war verewigt haben und eine Figur mit Kreuz die über den Reichstag zu wachen scheint.

Tobias Meyer

Слава тебе,
Советская
Отчизна!
Твои сыны до Берлина дошли!
Мильберг Л.
Расолов М
Черкасский Л
5.6.1945.

Вечер 21-5-48. Зал
здесь: Лоптев 10 л.
Шутяев В.Ф.

снова
т. Свердловск
т. Курск

Слава Сталинским соколам
участникам в штурме
Берлина
Родзевичев
Ермолаев

Лида
Антонова
г. Ялта

Слава Сталинским Соколам
участвовавшим в штурме
Берлина!
Ракитин, Карабанов
Детенкова

Здесь был
Гураев
Багавеева
Ильясов
Евтехов

Белый
зірина
Зи Доппак

Зарман
Закир

Karoline Linnert

Kurzinterview

Von Annica Müllenberg

Wie definieren Sie Macht?

Die Möglichkeit, Verhältnisse zu gestalten und zu verändern

Was bedeutet Ihnen Macht?

Demokratisch legitimierte Macht auf Zeit bedeutet mir viel, weil ich so meine Überzeugungen bei der Gestaltung des Staates einbringen kann.

Welche Rolle spielt Macht ihn Ihrem beruflichen Umfeld?

Der Verwaltungsaufbau ist hierarchisch, um dem Demokratieprinzip zu genügen.

Wogegen sind Sie machtlos?

Wildkräuter in meinem Garten.

Karoline Linnert (Grüne) ist seit 2007 Bürgermeisterin und Senatorin für Finanzen der Freien Hansestadt Bremen

Macht Musik

Eine Scherben-Sammlung

Text: Sven Förster
Fotos: Jörg Obernolte

Wahrscheinlich hat jeder schon einmal bewusst oder unbewusst die Macht der Musik erfahren. Sei es auf einem Konzert, bei einer Party, beim Musizieren, im Fußballstadion oder auf der Couch zu Hause. Musik hat die Macht, die Gefühle zu berühren, Körper und Geist zu entspannen oder aggressiv zu machen.

Sie bringt den Menschen zum Tanzen, Headbangen, Mitwippen, Singen, Klopfen, Schreien oder zu sonst einer Aktion. Gegebenfalls auch zu einer aktiven Ablehnung, aber sie lässt niemanden unberührt.

Musik hat die Macht, die Gefühle zu berühren, Körper und Geist zu entspannen oder aggressiv zu machen.

Nicht einmal Gehörlose, wie wir von Herbert Grönemeyer erfahren haben. Musik muss für Gehörlose nur laut genug sein, um die Schwingungen der Musik spürbar zu machen. Dann setzt sie auch die Nicht-Hörenden in Bewegung. Die Musik ist in diesem Sinne Rhythmusgeber für den menschlichen Körper. Der musikalische Rhythmus befreit den Körper von den normierten Bewegung des Alltags wie Laufen, Sitzen, Stehen oder Liegen, bringt ihn zu alternativen Bewegungen und entspannt die Muskeln durch teilweise unkontrolliertes Schütteln, Zappeln oder Mitgrölen. Dies passiert meistens intuitiv und beinhaltet damit ein Fallenlassen in den Rhythmus der Musik bis hin zu tranceartigen Zuständen. Es wird ein Meditationszustand erreicht, der vom Alltag abschalten lässt, Energien freisetzt und Lebenskraft erzeugt. Der Mensch ist durch die Musik in einem positiven Sinne fremdbestimmt. Die Musik übt dann Macht über

Scherbe 2:

Tanzen

Musik wird entsprechend inzwischen auch zu therapeutischen Zwecken eingesetzt. “Musiktherapie ist der gezielte Einsatz von Musik im Rahmen der therapeutischen Beziehung zur Wiederherstellung, Erhaltung und Förderung seelischer, körperlicher und geistiger Gesundheit” (www.musiktherapie.de). Zu Therapiezwecken wird sowohl das reine Hören als auch das aktive Musizieren eingesetzt und zwar sowohl bei Kleinkindern und Jugendlichen, als auch bei Erwachsenen und Sterbenden. “Musik, so zeigt sich, wirkt auf allen Ebenen des Gehirns, sie hat einen direkten Zugang zu Emotionen und ist tief verankert in der Menschheitsgeschichte. [. . .] Manche Menschen lernen nach einem Schlaganfall oder einem Hirntrauma zusammen mit einem Therapeuten am Klavier, ihre Bewegungen wieder zu koordinieren. Tinnitus-Patienten kann speziell bearbeitete Musik dabei helfen, das rätselhafte Pfeifen und Klingeln in den Ohren wieder loszuwerden. Bei Menschen mit Alzheimer oder anderen Demenzerkrankungen kann gemeinsames Singen Verhaltensstörungen wie Aggressionen mildern, und die richtige Musik kann verschüttete Erinnerungen zurückholen und dem Leben wieder einen emotionalen Halt geben. So eng verwoben scheint Musik mit unserer Biografie, dass sie als emotionaler Kern selbst dann zurückbleibt, wenn andere Teile der Persönlichkeit bereits bröckeln und die Erinnerungen dahinschwinden” (www.zeit.de/zeit-wissen/2012/01/Psychologie-Musik). Der emotionale Kern scheint schon beim ungeborenen Kind zu bestehen. Zeit Online schreibt diesbezüglich, dass bereits der Foetus im Mutterleib in der Lage ist, Musik nicht nur wahrzunehmen, sondern auch Hörgewohnheiten zu entwickeln und entsprechende Präferenzen im Kleinkindalter zu verfolgen. Der Mensch kann also bereits vor der Geburt mit Musik beeinflusst werden. Danach übernehmen die Massenmedien die Manipulation: In der Werbung werden gezielt Melodien und Rhythmen eingesetzt, um bestimmte Assoziationen mit einem Produkt zu verknüpfen und beim potenziellen Käufer Gefühle zu wecken, die eine Kaufentscheidung begünstigen. Die Filmindustrie ist ohne Musik ebenfalls unvorstellbar. Erst die Filmmusik verleiht den dargestellten Bildern und Texten die gewünschte Stimmung und Atmosphäre oder verstärkt sie zumindest. Und zwar nicht nur individuell, sondern kollektiv. Alle Zuschauer eines Films werden in die gleiche Gefühlslage versetzt.
Die Manipulationsmöglichkeiten von Massen werden bei der Marschmusik auf die Spitze getrieben. Marschmusik hat eine äußerst disziplinierende und synchronisierende Wirkung auf die Menschen. Es tanzt nur selten einer aus der Reihe, angesagt ist Gleichschritt, Marsch. Streng genommen muss das nicht einmal angesagt werden, es geschieht bei jedem Einzelnen intuitiv, da keiner der Teilnehmenden auffallen möchte und sich somit der Gemeinschaft anpasst. Die Musik verbindet dabei die Individuen zu einer kollektiven Einheit und verursacht oder verstärkt damit eine gezielte Massenbewegung. Das ist erschreckend und ermutigend zugleich. Je nach Standpunkt und Ziel einer bewussten Manipulation. Dabei stellt sich zumindest die Frage, wie weitreichend Musik als Macht eingesetzt wird oder werden kann. Ist ein gezielter Einsatz von Musik in der Lage, ein gesellschaftliches System aufrechtzuerhalten bzw. revolutionäre Kräfte freizusetzen und einen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen? Um diese Frage zu klären, verabreden wir uns mit Wolfgang Sterneck, KomistA-Labelgründer und Autor der Bücher “Der Kampf um die Träume” und “Cybertribe-Visionen” sowie Publikationen rund um das Thema “Musik und gesellschaftliche Veränderung”.

Scherbe 3:

Der Kampf um die Träume

Wir treffen Wolfgang Sterneck im Mond-Stern-Raum, einem gemeinsamen Raum von Wolfgang Sterneck und seiner Freundin Moon, aber auch Freiraum für jeden, der eine linksalternative Nische in der Gesellschaft sucht. Neben der namentlichen und der linkspolitischen Perspektive ist der fünfzackige Stern bzw. das Pentagramm für Wolfgang Sterneck das Sinnbild eines aufrechten, mit beiden Beinen festverwurzelten Menschen mit ausgebreiteten Armen. Der Mond steht idealtypisch für die solidarische, gleichberechtigte Gemeinschaft. Zusammengenommen stehen Mond und Fünfstern für die konkrete Utopie einer alternativen Gesellschaft ohne den pyramidialen Aufbau einer hierarchischen Gesellschaft. Macht ist für Wolfgang Sterneck entsprechend das herrschaftliche, autoritäre System mit all seinen Repressalien. Dabei geht es Wolfgang Sterneck um eine konstruktive Veränderung der Gesellschaft. Ein reines "Anti"-Sein ist ihm zu einfach und zu destruktiv. In diesem Sinn engagiert sich Wolfgang Sterneck in verschiedenen Projekten und Aktionen, um am Aufbau einer alternativen Kultur teilzuhaben.

Scherbe 4:

Party and Politics

SØVÆRNETS
OFFICERSSKOLE

Getanzte Freiräume

Party-Politik

Von Wolfgang Sterneck

Wenn sich eine Gruppe trifft, um gemeinschaftlich feiernd aus den Fesseln des Alltags mit seinem Konkurrenz- und Profitwahn auszusteigen, dann kann für einige Stunden ein Freiraum entstehen. Ein Freiraum in dem zumindest der Ansatz eines anderen Lebens möglich ist.

Ein Freiraum in dem zumindest der Ansatz eines anderen Lebens möglich ist.

Dabei muss nicht unbedingt ein Transparent mit einer politischen Forderung an der Wand hängen.

Politisch ist der Umgang der Leute miteinander: Ist er eher gemeinschaftlich oder sind alle auf einem Ego-Trip? Politisch ist es auch, wenn alle ehrfürchtig zum DJ hinauf blicken und ihn gedankenlos bejubeln, was immer er auch macht. Und zu den Party-Politics gehört auch die Frage, ob nur Männer auf der Bühne stehen oder sich Frauen als KünstlerInnen wie als Gast gleichberechtigt einbringen können.

Ebenso gehören die Eintrittspreise und auch die Getränkepreise zu den Party-Politics. Wie teuer ist ein Glas Wasser, kostet es drei Euro wie in manchem Club - oder wird es zum Selbstkostenpreis, für eine Spende oder umsonst angeboten? Auch das Verhältnis zur Natur bei einem Open-Air ist politisch. Wird der Platz vernünftig genutzt oder bleiben Müllberge zurück?

Politisch sind selbstverständlich Partys, die urbane Straßen und Plätze zurückerobern. Politisch sind Partys, mit denen sich bewusst den Vorgaben von Kontrolle, Kommerz und Konsum widersetzt wird. Und politisch sind insbesondere Partys, die zu einem wirklichen Freiraum werden...

Wolfgang Sterneck.
- * -

Text und Fotos: Wolfgang Sterneck
www.sterneck.net
www.flickr.com/photos/sterneck/sets

Musik stellt für Wolfgang Sterneck einen Teil der künstlerischen Ausdrucksform von Missständen in der Gesellschaft und dem persönlichen Gefühl des Unwohlseins dar. Positiv gekehrt sind Kunst und Musik die Sichtbarmachung des Traumes einer alternativen Gesellschaft. Die Macht der Musik steht in diesem Sinn für das Machen als kreativer Veränderungsprozess. "Konsequente Musik" zu machen bedeutet dann, auf eine konkrete Utopie gerichtete Musik zu leben, ein alternatives Lebensgefühl zu etablieren und den Aufbau einer idealen Gesellschaft langfristig durch ein konsequent alternatives Leben zu begünstigen. Auch zunächst innerhalb des bestehenden herrschaftlichen Systems.

Scherbe 5: Sterneck Förster

Im Hintergrund läuft bezeichnender Weise “Keine Macht für Niemand” von Ton Steine Scherben. Die Scherben stehen heute noch als Symbol für den linksradikalen Widerstand gegen die Herrschaftsverhältnisse. Auch sie hatten die konstruktive Idee einer befreiten Gesellschaft und lebten entsprechend in besetzten Häusern und Kommunen. Jedoch hatten sie gleichzeitig die destruktive Idee einer gewalttätigen Zerstörung des Systems und propagierten diese auch in ihren Liedern. “Macht kaputt, was euch kaputt macht” war der Schlachtruf einer Generation und fehlt bis heute auf keiner linksalternativen Studentenparty. Der radikale Klassenkampf war Programm, was ihnen auch den nicht unwahrscheinlichen Ruf einbrachte, der Roten Armee Fraktion nahezustehen. Allein der Name der Band legt die destruktive Haltung nahe: Der Ton könnte für die Musik stehen, die Steine für den bewaffneten Widerstand und die Scherben für das Ergebnis der Rebellion. Das Symbol ihres gegründeten Labels “David Volksmund Produktionen” ist darüberhinaus die gezückte Steinschleuder. Laut Wikipedia soll der Bandname jedoch entweder aus einem Zitat des Troja-Entdeckers Heinrich Schliemann entstanden sein: „Was ich fand, waren Ton, Steine, Scherben“ - oder sich aus „VEB Ton Steine Scherben“ entwickelt haben. Die Selbstdarstellung der Band in der ersten Ausgabe der Schwarzen Protokolle schafft jedoch Klarheit.

Scherbe 6:

Musik ist eine Waffe

Musik ist eine Waffe

Selbstdarstellung von Ton Steine Scherben
In: Schwarze Protokolle, Nr. 1 (1972)

Musik kann zur gemeinsamen Waffe werden, wenn du auf der Seite der Leute stehst, für die du Musik machst!

Wenn du mit deinen Texten etwas sagst und eine Situation nennst, die zwar alle kennen, die aber jeder vereinzelt in sich hineingefressen hat, dann werden alle hören, daß sie nicht die einzigen sind, die damit noch nicht fertig geworden sind und du kannst ihnen eine Möglichkeit zu Veränderung zeigen.

Musik kann also zur Waffe werden, wenn du mit ihr die Ursachen deiner Aggressionen erkennst. Wir wollen, daß du deine Wut nicht verinnerlichst, daß du dir darüber klar wirst, woher deine Unzufriedenheit und deine Verzweiflung kommen.

Wir wollen die Feinde des Volkes nennen: „Macht kaputt, was euch kaputt macht - zerstört das System, das euch zerstört!“ Unsere Musik soll ein Gefühl der Stärke vermitteln. Unser Publikum sind Leute unserer Generation: Lehrlinge, Rocker, Jungarbeiter, „Kriminelle“, Leute in und aus Heimen. Von ihrer Situation handeln unsere Songs.

Lieder sind zum Mitsingen da. Ein Lied hat Schlagkraft, wenn es viele Leute singen können Unsere Lieder sind einfach, damit viele sie mitsingen können. Wir brauchen keine Ästhetik; unsere Ästhetik ist die politische Effektivität. Unser Publikum ist der Maßstab und nicht irgendwelche ausgeflippten Dichter. Von unserem Publikum haben wir gelernt Lieder zu machen, nur von ihnen können wir in Zukunft lernen, Lieder für das Volk zu schreiben.

Wir sind in keiner Partei und in keiner Fraktion. Wir unterstützen jede Aktion, die dem Klassenkampf dient. Egal, von welcher Gruppe sie geplant ist.

Wir werden in Berlin und Westdeutschland vor und in Betrieben und in den Jugendheimen der Arbeiterviertel spielen. Dazu zeigen wir Dias, die eine Ergänzung zur Musik und zum Text bilden.

Das Ziel ist es, unsere Aktionen den jeweiligen Situationen in den Betrieben oder Stadtteilen anzupassen. Dazu brauchen wir die Unterstützung der dort arbeitenden Gruppen.

Hier wird deutlich, dass die Intention von Ton Steine Scherben im Aufruf zum Widerstand gegen das System liegt und sie jede Aktion unterstützen, die diesem Ziel dient. Interessanterweise ist sich die Band vollständig darüber bewusst, dass ihre Musik Macht über die Zuhörer ausübt und sie nutzt dieses Wissen gezielt und unverblümt als Waffe in ihrem antiimperialistischen Freiheitskampf. Als authentischer Teil des Klassenkampfes singen sie Texte der Gleichgesonnenen.

Wie es Wolfgang Sterneck ausdrückt, waren Ton Steine Scherben nicht die Erfinder des deutschen Politrock, aber sie verstanden es, die Texte "besonders gut auf den Punkt" zu bringen, "so dass wir die Texte heute noch leicht verstehen". Schon Hanns Eisler und Bertold Brecht haben darauf aufmerksam gemacht, dass Kampflieder zur massenwirksamen Vermittlung von revolutionären Inhalten eingängige Melodien und zugespitzte, leicht wiederholbare Texte benötigen und der Refrain die Grundaussage parolenhaft zusammenfassen sollte (Der Kampf um die Träume, S. 73). Und genau das haben Ton Steine Scherben mit ihrer Musik konsequent und erfolgreich umgesetzt. Nach Konzerten der Ton Steine Scherben kam es häufig zu spontanen Aktionen, wie Demonstrationen oder Hausbesetzungen. Auseinandersetzungen mit der Polizei waren an der Tagesordnung. Aber auch hier sagt Wolfgang Sterneck, ist es nicht die Musik alleine, die die Konzertbesucher auf die Straße bringt und Aktionen initiiert. Die Musik liefert vielmehr den "Impuls" für eine ohnehin schon bestehende "rebellische Grundhaltung" und den damit zusammenhängenden Bedürfnissen.

Nach Konzerten der Ton Steine Scherben kam es häufig zu spontanen Aktionen, wie Demonstrationen oder Hausbesetzungen.

Musik hat in diesem Sinne die Kraft, einem bestehenden "Lebensgefühl" Ausdruck zu verleihen und die tiefsitzenden Gefühle der Zuhörer nach außen zu kehren und den Menschen letztlich von den Aggressionen zu befreien und den "Kampf um die Träume" durch Aktionen anzugehen. Chumbawamba haben laut Wolfgang Sterneck hierzu passend geäußert, „dass Musik zwar keine Waffe ist, aber Aktionen, die von der Musik inspiriert sind, zur Waffe werden können."

Sterneck wehrt sich ausdrücklich dagegen, in der Musik die Ausschließlichkeit eines mächtigen Impulses zu erkennen. Die Musik ist immer nur als Teil der Lebenshaltung und der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu verstehen. Ton Steine Scherben trafen dieses Lebensgefühl damals genau auf den Punkt. Die gesellschaftliche Grundstimmung war geprägt von der Idee einer befreiten Gesellschaft ohne Krieg und Herrschaft. Für die Jugendlichen und Studenten war laut Wolfgang Sterneck die Möglichkeit einer gesellschaftlichen Veränderung spürbar. "Sie glaubten, dass die Revolution kurz vor der Tür steht." Wie wir heute wissen, haben sie sich geirrt.

Auch der Punk hat Ende der Siebziger Jahre nicht den gesellschaftlichen Wandel gebracht. Weder in Deutschland noch in England, wo die Punk-Bewegung viel ausgeprägter war.

So lassen sich noch viele gesellschaftliche Veränderungsbemühungen durch Musiker in fast allen demokratischen und kapitalistischen Systemen benennen, die letztlich keine Revolution auslösten und damit aus revolutionärer Perspektive scheiterten. Das liegt einerseits an der Musikindustrie, die jede musikalische Subkultur assimiliert und zum Mainstream umformt, aber auch daran, dass die konkrete Utopie einer vom Kapitalismus befreiten Gesellschaft eine reine Vision ist und eben kein reales Vorbild existiert, das konkrete Handlungen generieren könnte. Andersherum stellen demokratische Systeme eine erstrebenswerte Vision für die Menschen in totalitären Systemen und den Ländern des real existierenden Sozialismus dar, weil es ein konkretes Vorbild gibt. Ein Zugewinn an Freiheit scheint möglich und entsprechend lohnt sich der Kampf um die Träume. Umso stärker die Repressionen sind und umso geringer der Grad der Freiheit ist, desto besser stehen die Chancen für eine Revolution. Und die Musik kann dann wichtige Impulse geben, wie an einigen Beispielen gezeigt werden kann.

Scherbe 7:

Sänger-revolution

Die „Singende Revolution“ in Estland

von Steffi Urban

Der Himmel ist wolkenverhangen an diesem Sommertag im Juli 2011 in Tallinn, Regen liegt in der Luft. Kaum ein Mensch hat sich auf den Sängerfestplatz, Lauluväljak, in der estnischen Hauptstadt verirrt. Ein paar Arbeiter bauen gerade ein Gerüst auf, fügen Stahlstrebe um Stahlstrebe zusammen, das Klirren des Metalls schallt über das riesige Areal. Eine handvoll Touristen sitzt ein wenig verloren auf den Stufen der 70 Meter breiten Treppenbühne, die aussieht wie eine gewaltige geöffnete Muschel, und bis zu 30.000 Sängern Platz bieten kann.

Aus der Muschel heraus fällt der Blick auf die leicht ansteigende Wiese, ähnlich einem Amphitheater, die den Festplatz bildet. Das ganze Areal fasst bis zu 500.000 Menschen. Ich gehe über den Rasen bis zum höchsten Punkt und setze mich auf eine unscheinbare Parkbank, blicke zum Horizont. Hinter der Sänger-Muschel liegt bleigrau die Ostsee. Fähren, Tankschiffe und Segelboote kreuzen dort. Aus einem Lautsprecher, der an der Bank angebracht ist, dringt leise Musik, kein Pop oder Rock, sondern traditionelle estnische Volkslieder. Lieder, die rund 20 Jahre zuvor genau auf diesem Platz aus 500.000 Kehlen schallten - und eine ganzes Volk befreiten. War es in der DDR die „Friedliche Revolution“ mit den Montagsdemos, die das Ende der SED-Diktatur besiegelte, hat sich Estland, ebenso wie Lettland und Litauen, aus den Fängen der Sowjetherrschaft mit Musik befreit. Ihr Aufbegehren ist als „Singende Revolution“ in die Geschichte eingegangen. 1988 strömten mehr als 300.000 Menschen zu einer Demonstration auf den Festplatz. Zwei Jahre später waren es eine halbe Million Esten, ein Drittel der gesamten Bevölkerung des Landes, die gemeinsam singend ihre staatliche Eigenständigkeit forderten – mit Erfolg. 1991 wurde Estland aus der Sowjetunion entlassen und offiziell unabhängig.

Aus den Fängen der Sowjetherrschaft mit Musik befreit.

Während ich auf der Bank sitze, schließe ich die Augen, lausche den Klängen und sehe vor meinem geistigen Auge eine halbe Million Menschen stehen, die dicht an dicht gedrängt einfach singen. Lieder wie die Nationalhymne „Mu isamaa on minu arm“ („Mein Vaterland ist meine Liebe“), die während

Dieser friedliche, stimmgewaltige Widerstand, diese musikalische Macht-demonstration treibt nicht nur den Esten, die damals dabei waren, noch heute ganz ergriffen Tränen in die Augen.

der Sowjetherrschaft verboten war, weil sie von estnischer Identität und Eigenständigkeit handelt – und von Freiheit. Das Lied aus dem Lautsprecher ist verstummt, ich öffne die Augen. Dieser friedliche, stimmgewaltige Widerstand, diese musikalische Machtdemonstration treibt nicht nur den Esten, die damals dabei waren, noch heute ganz ergriffen Tränen in die Augen.

Ein Blick in die Geschichtsbücher zeigt, dass die Esten bereits früh die Macht der Musik kannten und nutzten. Dass Volk stand fast immer unter fremder Herrschaft: erst deutsche Orden, dann dänische und schwedische Monarchen, der russische Zar, das nationalsozialistische Deutschland, das stalinistische Russland und schließlich die Sowjetregierung. Lediglich von 1923 bis 1938 war das Land schon einmal eigenständig. In all der Zeit der Abhängigkeit setzten die Esten Musik ein, um ihre Identität, ihre Sprache, ihre Kultur von Generation zu Generation weiterzutragen und zu erhalten. Die Sängerfeste sind so vor mehr als 140 Jahren auch als Zeichen des Widerstands entstanden. Die markante, muschelförmige Bühne in Tallinn wurde 1959 erbaut. Heute findet dort das Sängerfest, dass inzwischen zum Welterbe der Unesco gehört, alle fünf Jahre statt. Das nächste ist 2014. Dann dient die Musik vorrangig der Unterhaltung – und der Erinnerung daran, was mit ihr bewirkt werden kann – friedlich ein ganzes Regime stürzen zu können.

Scherbe 8:

El Général

„Rais Lebled“

(Head of the country)
von El Général

Führer des Landes,
heute spreche ich zu dir im Namen des Volkes.
Heute hungern so viele, suchen nach Arbeit, aber niemand hört auf sie.
Geh auf die Straßen, dann siehst du selbst, wie brutal die Polizei ist,
mit Schlagstöcken prügelnd, niemand traut sich, sie zu stoppen.
Die Gesetze sind nicht die Tinte wert, mit denen sie geschrieben wurden.
Jeden Tag wird von fälschlich Beschuldigten berichtet,
obwohl die Polizei weiß, dass sie unschuldig sind.
Du wirst auch sehen, wie verschleierte Frauen geprügelt werden.
Würdest du akzeptieren, dass deine Tochter so behandelt wird?
So, dies ist eine Botschaft für dich, nimm sie so, als sei sie von einem deiner Kinder an dich gerichtet.
Dein Volk leidet, dein Volk stirbt.
Siehst du nicht die vielen Tragödien in deinem Land?
Die Menschen sind obdachlos.
Ich rede zu dir im Namen meiner Leute, die missbraucht und streng kontrolliert werden.
So viele suchen ihr Essen in den Abfalleimern.
Siehst du nicht, was in deinem Land los ist?
Ich soll ohne Angst reden, also rede ich.
Aber ich weiß, dass das mit einem Schlag in mein Gesicht enden wird.
Ich sehe so viel Ungerechtigkeit, deswegen rede ich.
Obwohl die Leute mich davor warnen, im Gefängnis zu landen.
Aber wie lange wollen die Tunesier noch mit Illusionen leben?
Wo ist die Redefreiheit? Ich sehe nichts außer Worte.
Tunesien soll „das grüne Land“ sein, aber es wird zu einer zweigeteilten Wüste.
Räubereien werden offensichtlich in Auftrag gegeben.
Ich muss die Auftraggeber gar nicht nennen, du kennst sie.
Große Geldsummen wurden für Entwicklungsprojekte bereitgestellt, für Schulen, Kliniken usw.,
aber die Hurensöhne haben es abgegriffen und das Geld des Volkes geraubt.
Und sie sitzen fest in ihren Positionen.
Ich weiß, dass meine Leute viel zu sagen haben, aber es erreicht nie deine Ohren.

Der Musiker beschreibt einerseits sehr klar das Lebensgefühl der Tunesier, verpackt es in fundierte Sozialkritik und bekennt sich andererseits zu der Liebe zu seinem Land. Es ist ein Hilfeschrei und eine klare Aufforderung an die Führer des Landes, die Tyrannei gegen das Volk einzustellen und eine freie Gesellschaft ohne Armut aufzubauen. Klar gab es noch viele andere Aktionen und Impulse, die als Ausdruck des Lebensgefühls und als Ausdruck der gesellschaftlichen Grundstimmung zu nennen sind. Wolfgang Sterneck macht in diesem Zusammenhang auf die Street-Art in Tunesien aufmerksam, die ebenfalls unterstützend als Verstärker der revolutionären Grundstimmung angesehen werden muss. Außerdem gab es Blogger, die auf die Missstände immer wieder aufmerksam gemacht haben und verzweifelte Selbstmorde, die schließlich auch die Massen mobilisierten. Es gibt immer mehrere Impulse, die erst zusammen eine Massenbewegung auslösen. Und so können auch die verschiedenen Ebenen und Ausdrucksformen der Kunst und der Musik die Verbreitungsmöglichkeiten einer Botschaft erhöhen, da beispielsweise durch Street-Art diejenigen Menschen angesprochen werden, die durch einen bestimmten Musikstil nicht berührt werden und umgekehrt. Eine ganzheitliche Darstellung der Sozialkritik und der Träume auf verschiedenen Kunstebenen erhöht also die Wahrscheinlichkeit, dass die Botschaft die Empfänger erreicht. Eine authentische Darbietung verstärkt nochmals den möglichen Erfolg. Und deshalb trifft El Général das Lebensgefühl in Tunesien als authentisch Betroffener genau auf den Punkt. Er war sich der Kraft und der Gefahr seiner Worte bewusst und ist das Risiko trotzdem eingegangen. Andersherum hatten auch die tunesischen Machthaber die Botschaft des Liedes und die Macht, die von „Rais Lebled“ ausging, verstanden. Sie verhafteten ihn und ließen ihn erst am Tag von Ben Alis Flucht aus dem Land wieder frei. Das tunesiche Volk rechnete nach der Flucht mit der Tyrannei ab und zerstörte Ben Alis Palast in Hammamet als Symbol seiner Herrschaft. Zurück blieben Scherben.

Scherbe 9: Tunesien

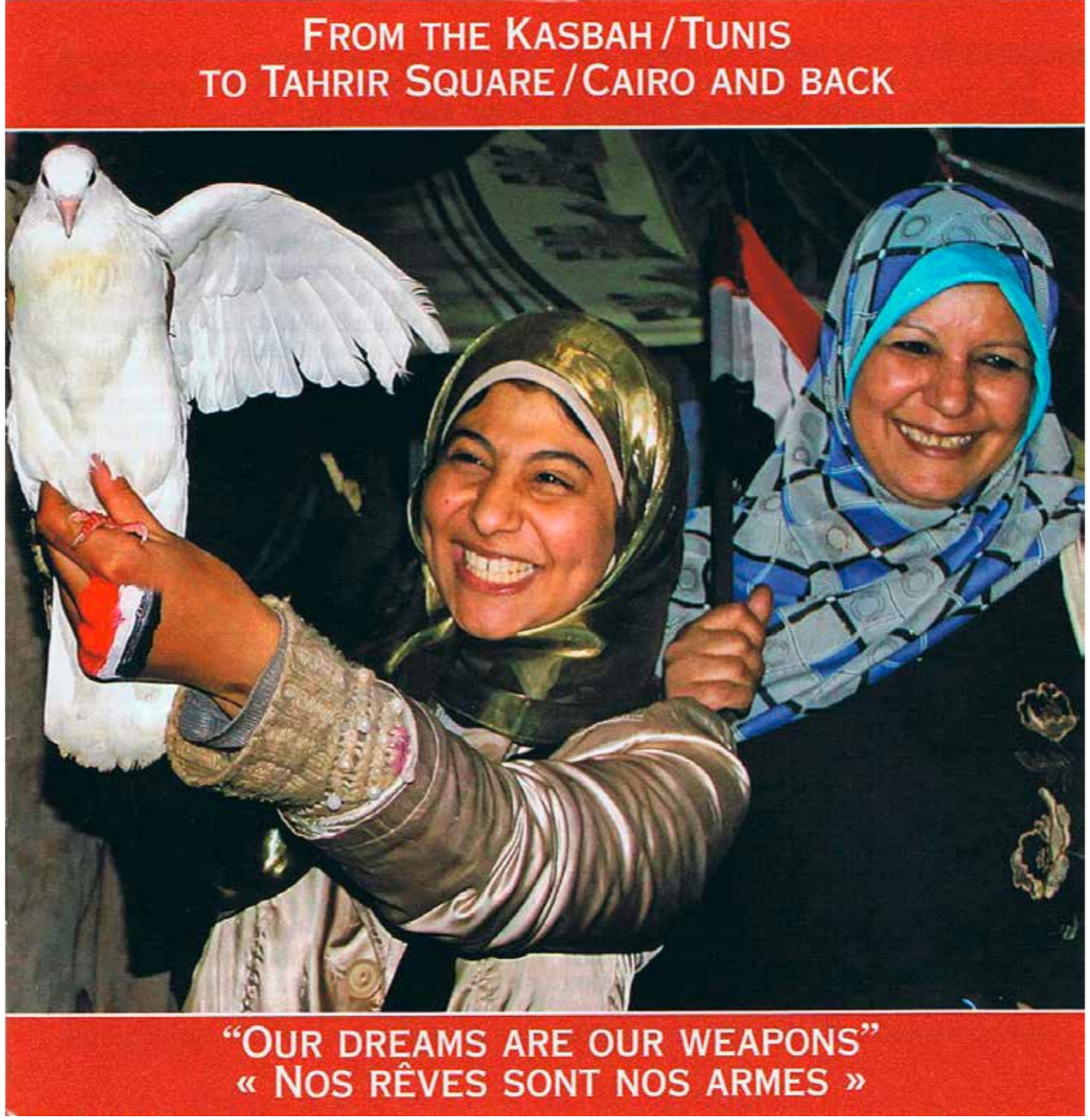
Die Erfahrungen der erfolgreichen Jasmin-Revolution in Tunesien wurden bei der Revolution in Ägypten genutzt, um viel gezielter beim Aufbau eines massenhaften Protestes vorzugehen. Ohne das Internet hätte der Informationsfluss zwischen den Beteiligten nicht stattfinden können. Und auch hier spielte Musik eine tragende Rolle. “Auf YouTube tauchten nach und nach neu komponierte, die Revolution begleitende Lieder auf. Mit teils drastischen Filmaufnahmen unterlegt, hatten sie mobilisierende und den Protest stabilisierende Bedeutung. Diese Lieder hatten im Internet schnell Millionen von Besuchern, die Parolen wurden bei den Protesten aufgegriffen, einige wurden gar zu Hymnen der Revolution” (Begleittext der CD “Our dreams are our weapons”).

VIVE LA TUNISIE LIBRE
HAMZA
TERRAHIN

Scherbe 10:

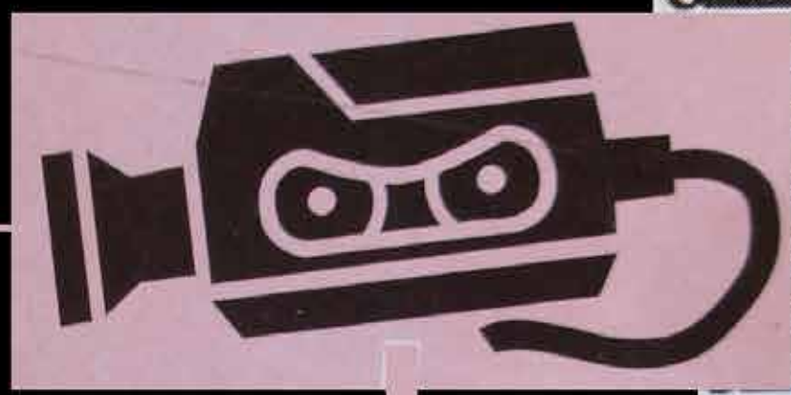
Our dreams are our weapons

Die Financial Times Deutschland berichtet im Dezember 2011 über Rami Issam als den Musiker, der den Soundtrack zur Revolution in Ägypten geliefert hat. Ende 2010 soll Rami Issam einigen Freunden von seinem Traum erzählt haben: “Irgendwann, sagte er, werde er seine selbst geschriebenen Lieder vor einem Millionenpublikum singen. Seine Freunde lächelten. Rami, der Träumer. [. . .] Anfang Februar stand Rami Issam tatsächlich vor geschätzt zwei Millionen Ägyptern auf dem Tahrir-Platz - und fast die ganze Nation sang seine Lieder, in denen er spontan die Slogans des Aufstands gegen Hosni Mubarak verarbeitet hatte. Innerhalb weniger Tage wurde aus dem unbekannten Ingenieurstudenten `Rami, der Sänger der Revolution´. Es war viel schöner als in seinem Traum. [. . .] Im November wurde er in Schweden geehrt, weil er die `Kraft der Musik im Arabischen Frühling´ personifiziere, er, Rami Issam, habe den `Soundtrack der Revolution´ geliefert” (http://www.ftd.de/politik/international/: arabischer-fruehling-der-saenger-der-revolution/60146464.html).
Musik hat die Macht, Massen zu mobilisieren und gesellschaftliche Veränderungen bis hin zu Revolutionen einzuleiten bzw. zu verstärken. In totalitären

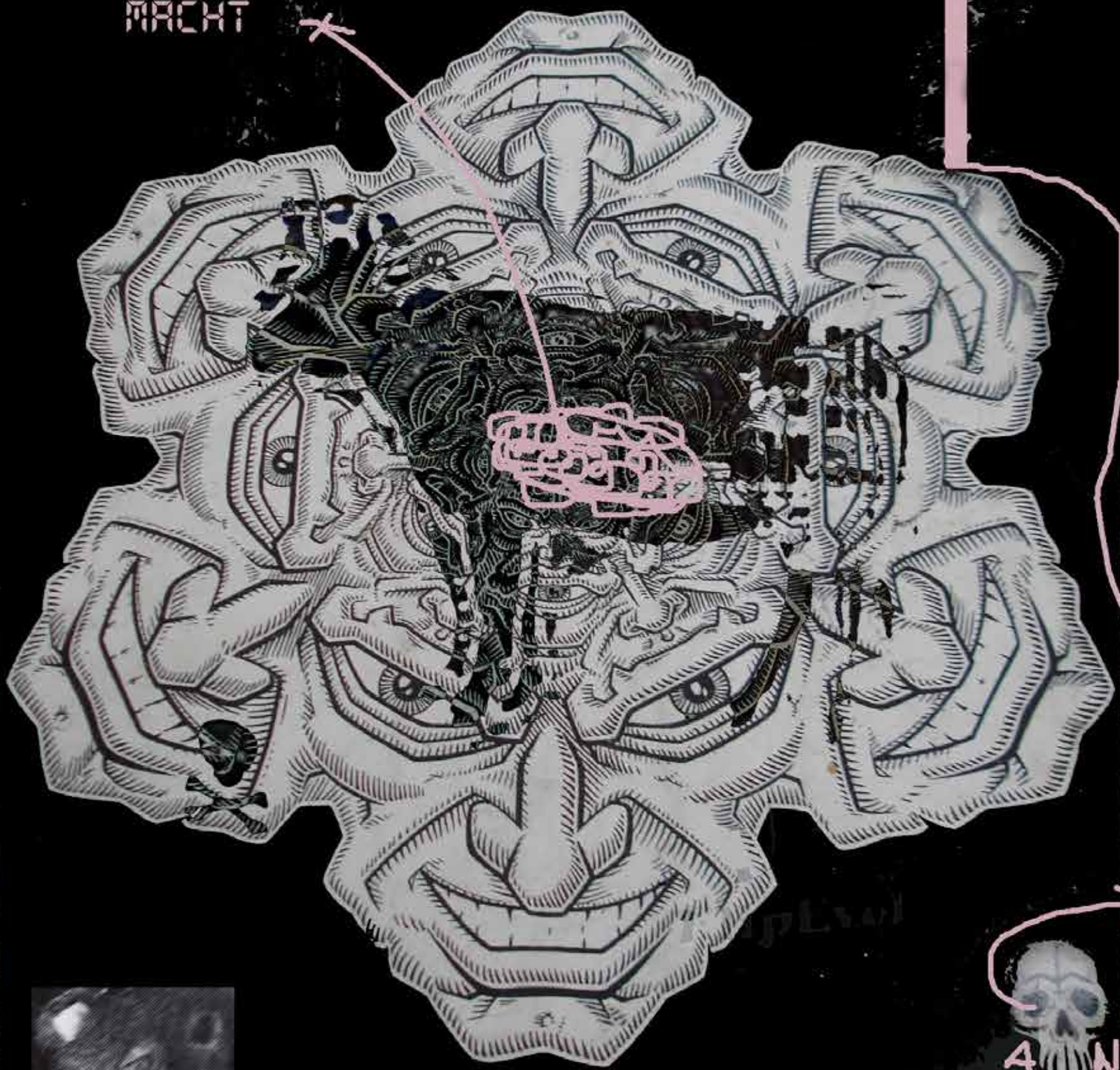


Systemen mehr als in demokratischen, doch auch hier kann durch konsequente Musik und konsequentes Handeln eine Veränderung erreicht werden. Jede einzelne Aktion, jeder einzelne Beitrag führt eine Bewusstseinsveränderung herbei, die langfristig zu einer Veränderung der Gesellschaft führt. Um noch einmal die Ton Steine Scherben zu zitieren: “Schritt für Schritt ins Paradies”.

TAPE LÄUFT JETZT



EINSTIEG ZUM ZENTRUM DER MACHT

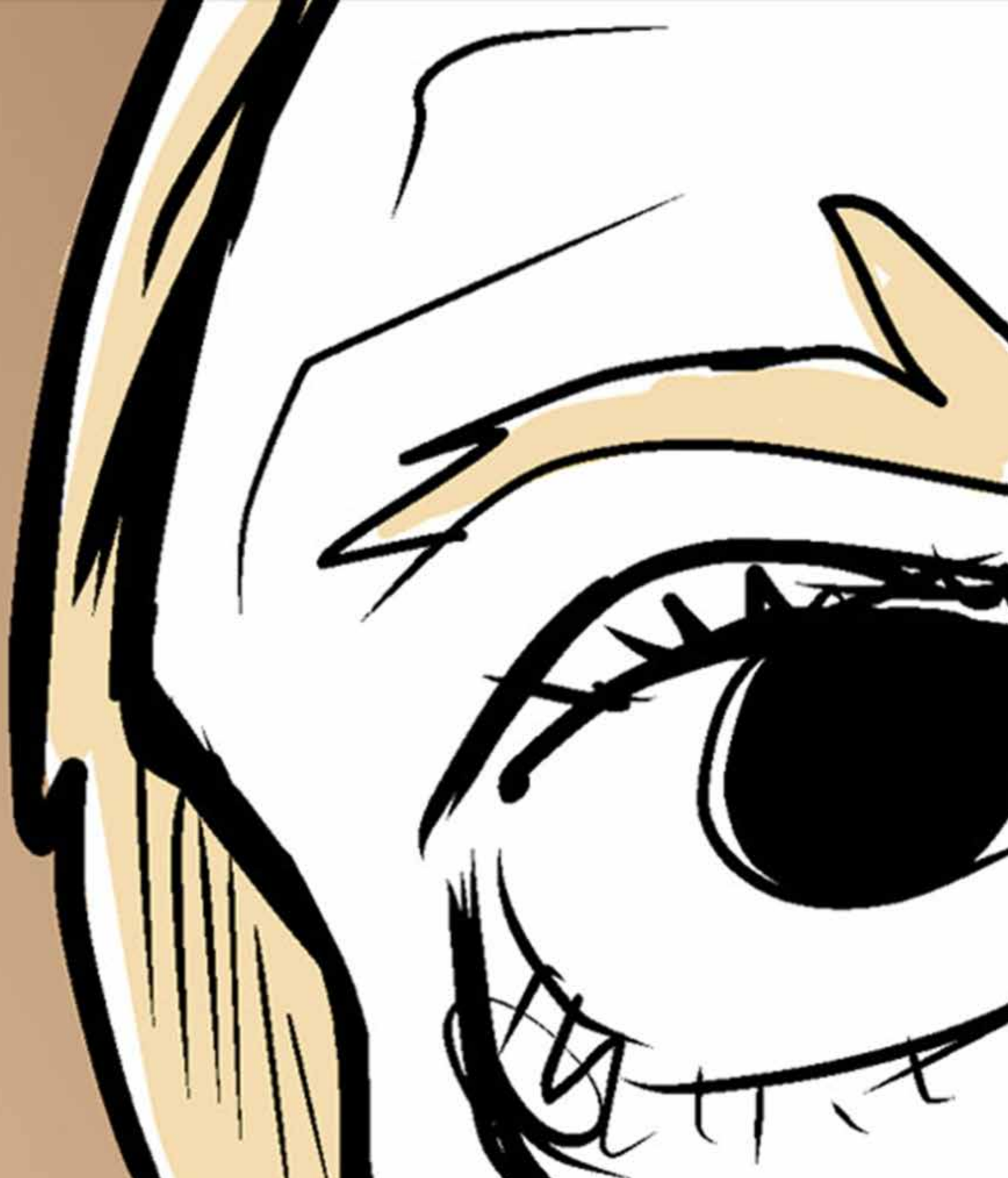


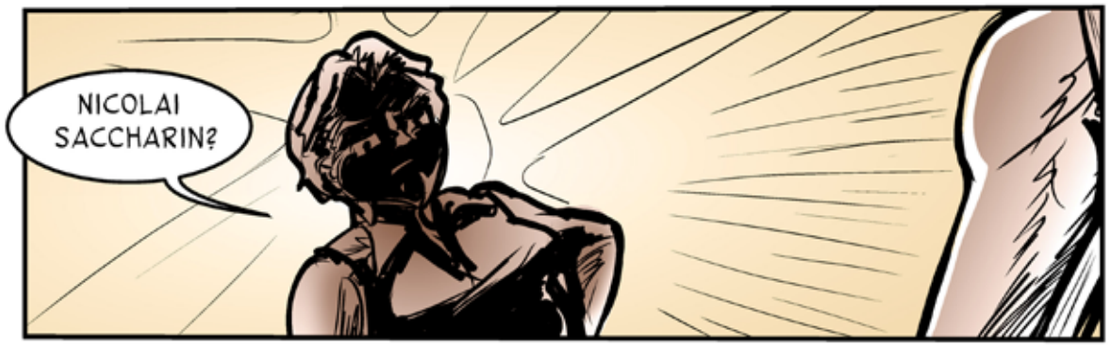
KONTROLLE

KONTROLLE

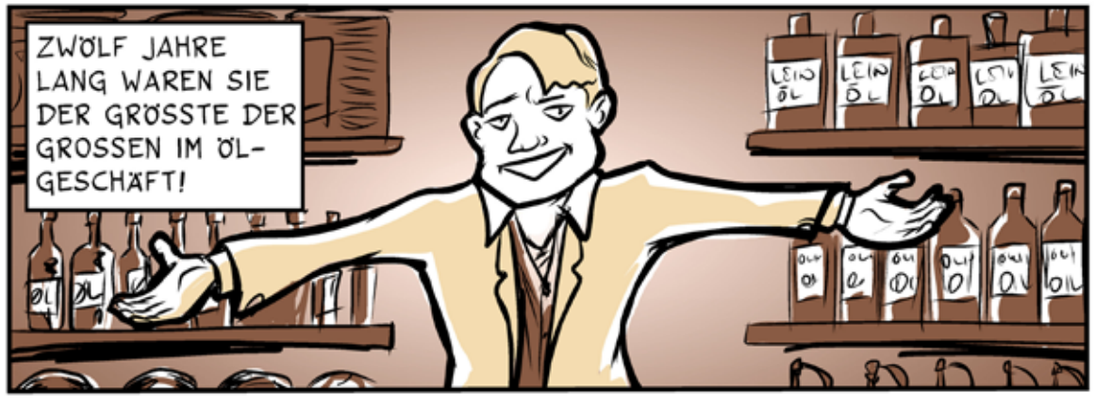
Maximale Sicherheit

Von Max Vähling





Maximale Sicherheit


ZWÖLF JAHRE LANG WAREN SIE DER GRÖSSTE DER GROSSEN IM ÖL-GESCHÄFT!

SIE WAREN ÜBERALL BELIEBT – WOHLTÄTIG, ERFOLGREICH, MAN SAGTE IHNEN SOGAR AMBITIONEN IN DER POLITIK NACH!

DANN GABEN SIE PLÖTZLICH ALLES AUF, ANGEBLICH WEIL SIE GENUG VOM RUHM HATTEN.

ABER DAS IST NICHT DIE GANZE STORY, ODER?

ES TUT MIR LEID, SIE NACH IHRER LANGEN REISE ENT-TÄUSCHEN ZU MÜSSEN...

SIE MÜSSEN VERSTEHEN, WIE DAS IST AN DER SPITZE!

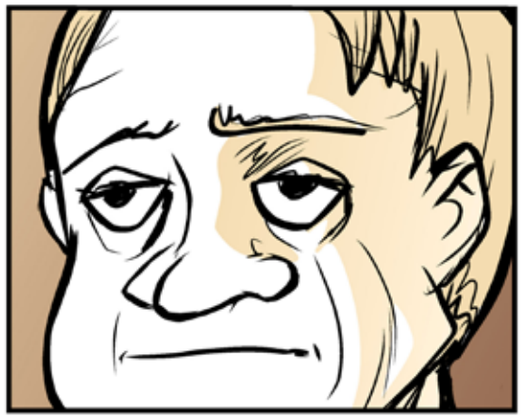
DIE LIMOUSINEN, DIE SUPERMODELS... DAS WAR ALLES NUR FASSADE!
IN WIRKLICHKEIT WAR ICH ALLEIN. AB-GESCHIRMT DURCH MEINE EIGENEN SICHERHEITS-MASSNAHMEN!

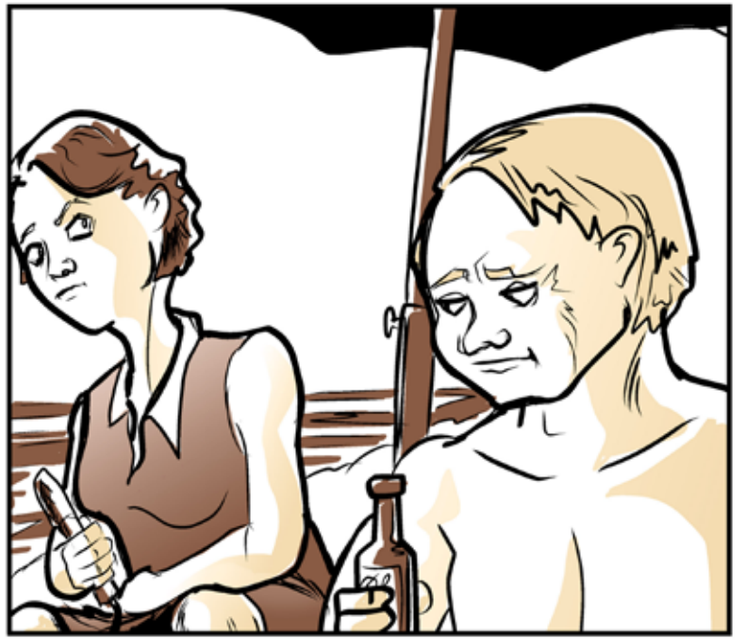
MEIN ENGSTER VERTRAUTER WAR EIN BODYGUARD NAMENS GRIGORI!

ICH WAR EIGENTLICH NUR NOCH DA, UM DURCH MEINE ÖFFENTLICHEN AUF-TRITTE DIE KURSE ZU STIMULIEREN.

JE ERFOLGREICHER ICH WURDE, DESTO ISOLIERTER WAR ICH AUCH.
ICH WAR EIN GEFANGENER MEINES EIGENEN ERFOLGS!

ICH STECKTE FEST IN DIESEM LEBEN!





WAR DAS BEVOR ODER NACHDEM SIE DIE KONTOLLE ÜBER DIE FIRMA VERLOREN?

SIE HABEN ALSO IHRE HAUSAUFGABEN GEMACHT!
ES STIMMT. MEINE EIGENEN LEIBWÄCHTER HATTEN MICH AUSGEBOOTET.

ANFANGS GABEN SIE MIR MANCHMAL TIPPS. SPÄTER NUR NOCH BEFEHLE.

VERSTEHEN SIE JETZT, WARUM ICH DIESES LEBEN HINTER MIR LASSEN WOLLTE?

WOHER WISSEN SIE VON ALL DEM?
WIE SIE SAGTEN, ICH HABE MEINE HAUSAUFGABEN GEMACHT.

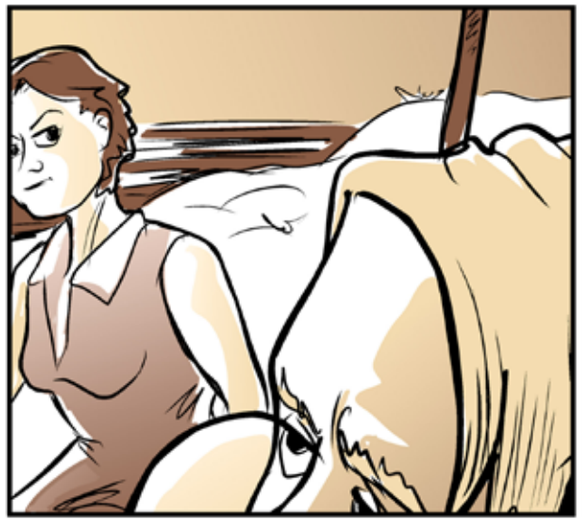
ICH HABE MIT ALLEN GESPROCHEN, DIE SIE DAMALS KANNTEN. GESCHÄFTS-PARTNER, ANGE-STELLTE...

UND MIT ANNA.

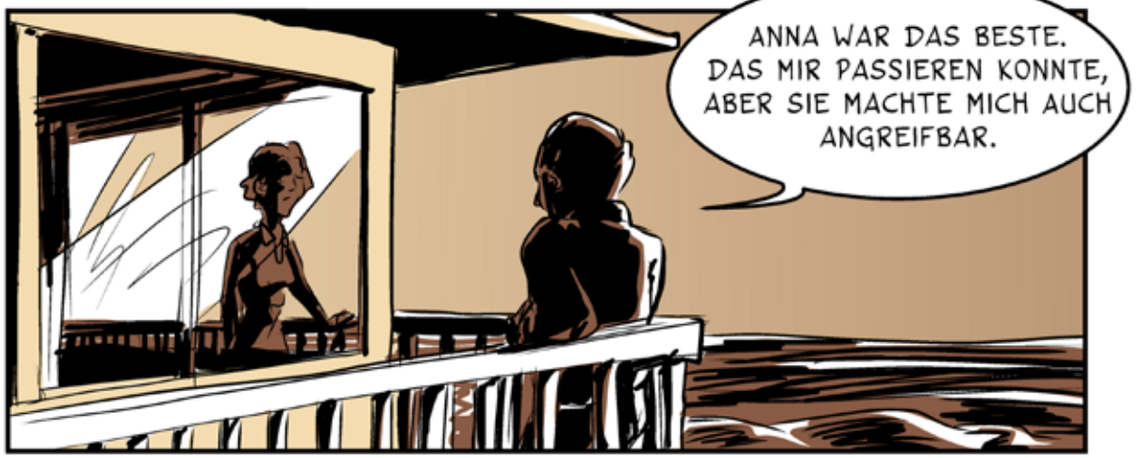
SIE LEBT JETZT UNTER ANDEREM NAMEN IN DEN USA.

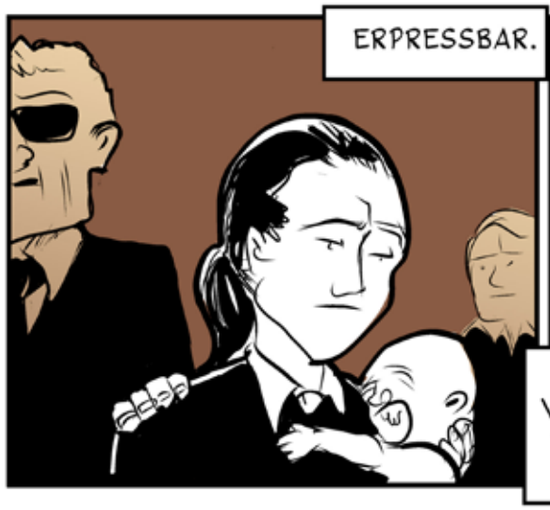
DIE KLEINE NICOLA WAR AUCH DA.

SIE HAT IHRE AUGEN, HERR SACCHARIN.

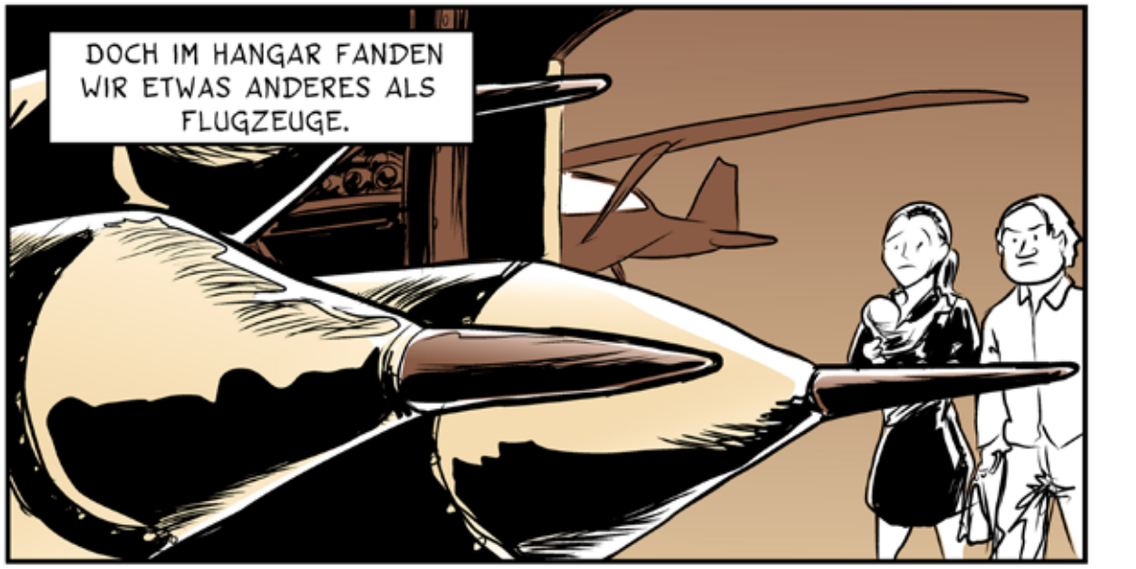


GEHEN WIR INS HAUS. MIR IST KALT.


ANNA WAR DAS BESTE. DAS MIR PASSIEREN KONNTE, ABER SIE MACHTE MICH AUCH ANGREIFBAR.


ERPRESSBAR.

WIR VERSUCHTEN ZU VERSCHWINDEN. MEINEN PRIVATJET ZU NEHMEN UND ABZUHAUEN.

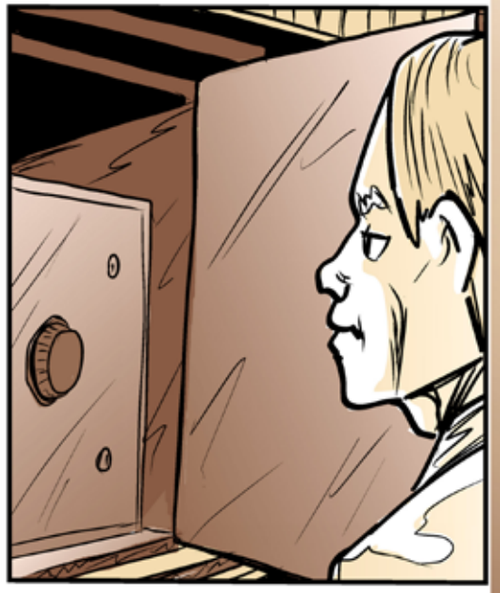

DOCH IM HANGAR FANDEN WIR ETWAS ANDERES ALS FLUGZEUGE.

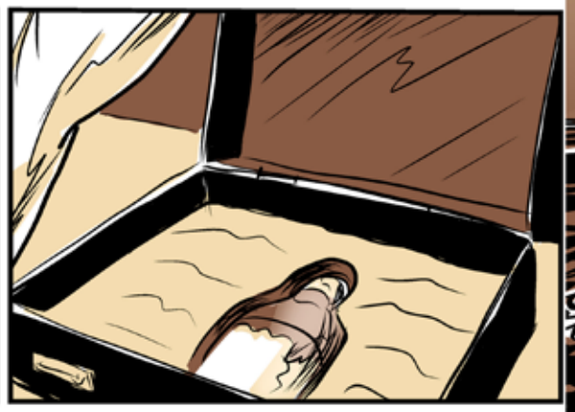
ERST JETZT VERSTAND ICH, WELCHEN STURM ICH LOSGETRETEN HATTE.
SIE WOLLTEN GROSS IN DEN HANDEL MIT ATOMWAFFEN EINSTEIGEN. DESHALB HATTEN SIE MICH AUCH IN DIE POLITIK DRÄNGEN WOLLEN.
DAS MUSSTE ICH VERHINDERN! UM ANNA UND NICOLA NICHT IN GEFAHR ZU BRINGEN, SCHICKTE ICH SIE WEG.
ICH ENTFERNTE DIE LENKCHIPS DER RAKETEN, SO DASS SIE WERTLOS WAREN.
DIE CHIPS VERSTECKTE ICH IN EINER MATRJOSCHKA-PUPPE, DIE WIR FÜR NICOLA MITGEBRACHT HATTEN.
UM ZU VERHINDERN, DASS MEINE PEINIGER EINFACH NEUE KAUFTEN, MUSSTE ICH IHRE GELDQUELLE KAPPEN – MICH! DESHALB LÖSTE ICH DIE FIRMA AUF.

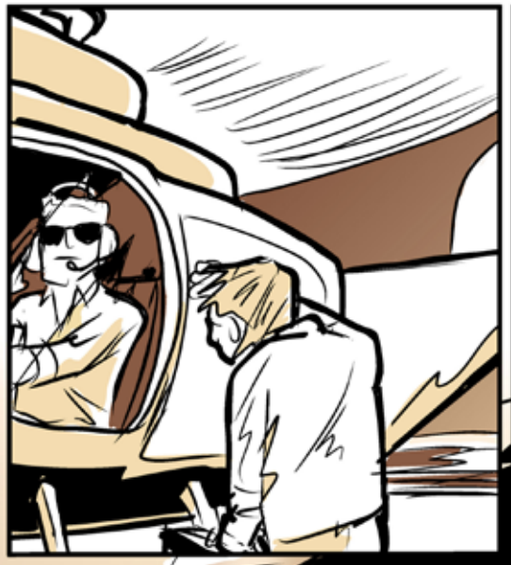
UND SEITDEM SITZEN SIE HIER?
ES IST FÜR ALLE AM SICHERSTEN SO.
DANN STECKEN SIE HIER GENAUSO FEST WIE VORHER IN IHREM ALTEN LEBEN?
IRONISCH, NICHT?
NICHT WIRKLICH..
ICH WEISS.
SIE VERSTEHEN JETZT SICHER, DASS IHRE STORY NIEMALS ERSCHEINEN DARF.

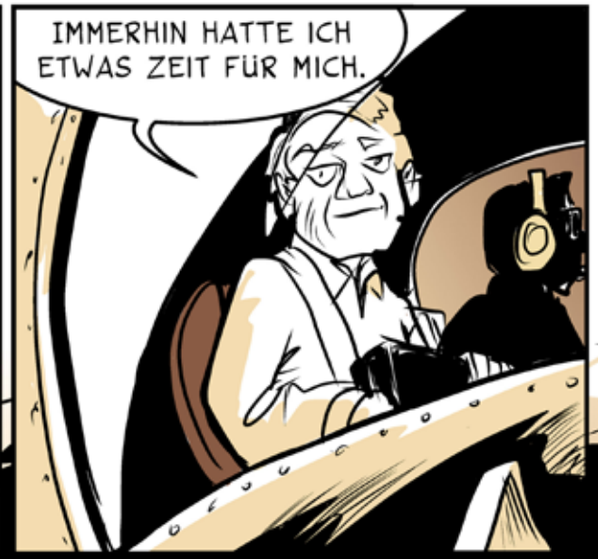
HALLO? GRIGORI? SCHLECHTE NACHRICHTEN. DIE INSEL IST NICHT MEHR SICHER:

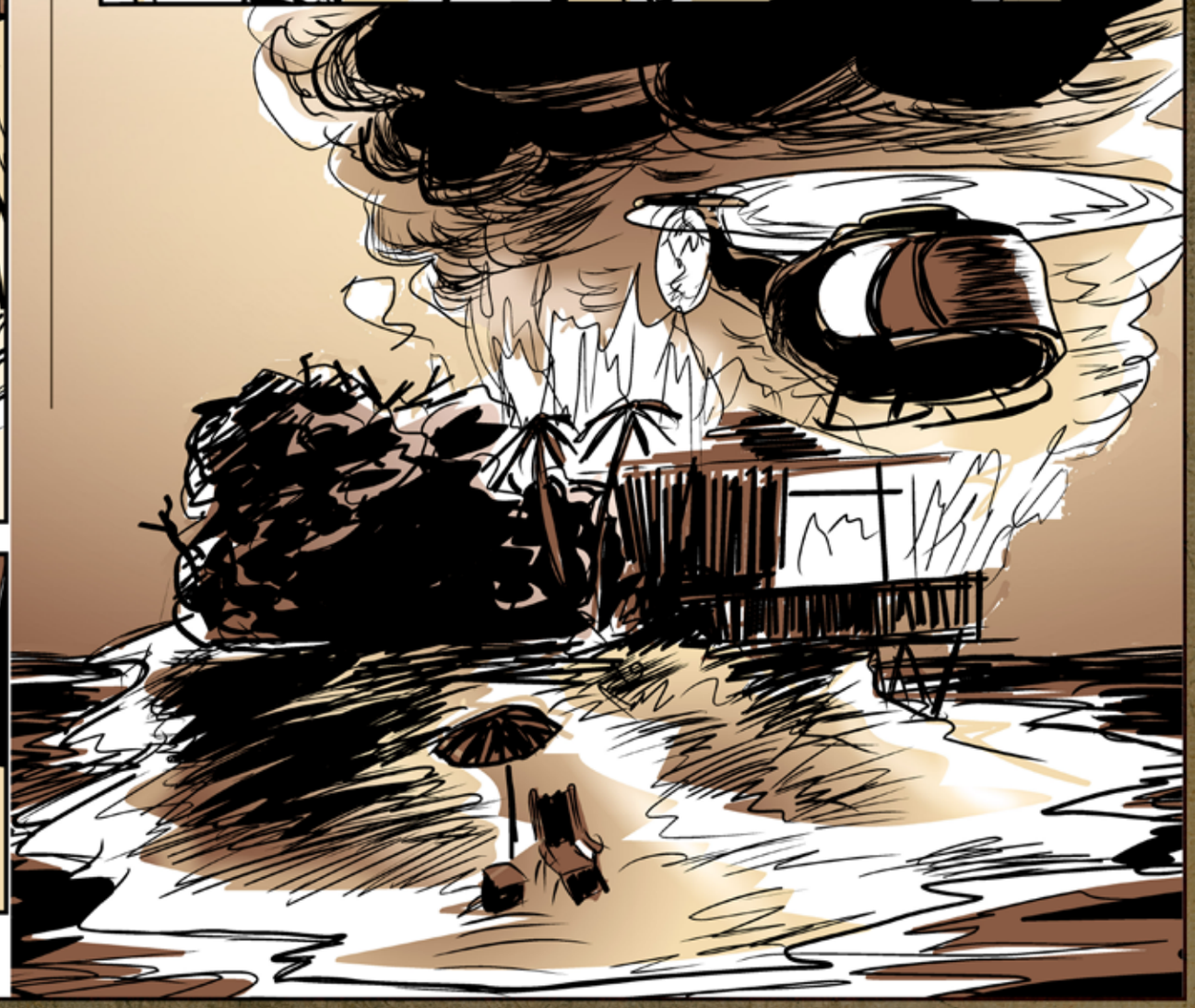
WIE SCHNELL KANNST DU HIER SEIN?








IMMERHIN HATTE ICH ETWAS ZEIT FÜR MICH.



Macht macht Mett

Gedanken von Rick Rozz

Wenn ein Mensch bei einem Autounfall ein Bein verliert, beginnt ein aufwändiger Prozess. Krankenhausaufenthalt gefolgt von Rehabilitation und schrittweiser Berufseingliederung und und und. Das kostet nicht nur sehr viel Zeit und Mühen, sondern auch sehr viel Geld für Operationen, Prothese und Krankengymnastik. Bei fast allen anderen Lebewesen – Haustiere bilden in den meisten Fällen eine Ausnahme – ist das nicht so. Beispielsweise heißt das Bein bei einem Schwein „Eisbein“. Wenn man es kauft, ist es höchstens ein paar Euro wert. Der Rest des Schweines wird ebenfalls verramscht oder landet direkt auf dem Müll. Ein abwegiger Vergleich? Nur aus der Sicht des Stärkeren.

Macht ist kein abstrakter Begriff, der sich nur auf zwischenmenschliche Beziehungen anwenden lässt. Nicht nur auf Könige und Bauern, Priester und Gläubige oder Arbeitgeber und Angestellte. Was Macht macht, zeigt sich tagtäglich auch in Schlachthöfen, auf Tiertransporten, im Zirkus, bei der Jagd, im Zoo und in Tierversuchslaboren. Bei all den Qualen, der Folter und den Tötungen geht es um billige Milch, um billige Eier, um billiges Fleisch, um billiges Leder, Kosmetika, Medizin und schlicht um Unterhaltung. Grundsätzlich geht es aber um die Macht des Stärkeren. Der Mensch behandelt andere Lebewesen aus einem einfachen Grund so respektlos: weil er es kann.

Die Formen dieser Respektlosigkeit sind sehr unterschiedlich. Sie erstrecken sich vom sadistischen Quälen über Gleichgültigkeit bis hin zu pragmatischem in Kauf nehmen und schließlich bedauerndem Ausblenden. Macht ist, sagen zu können: „Es bereitet mir Freude, Löwen durch brennende Reifen zu scheuchen", „Ich finde es gut, einen Hirsch zu erschießen", „Die Schweine wurden doch extra dafür gezüchtet, dass wir sie essen", „Wenn unsere Eier, unser Fleisch, unsere Milch und unser Leder so günstig sein sollen, können

wir sie nicht tierfreundlicher produzieren" und „Wenn ich das Tier selbst töten und ausweiden müsste, könnte ich auch keine Wurst mehr essen. Zum Glück liegt die ja bereits im Kühlregal".

Der Mensch ist nichts besonderes. Es gibt keine Qualität, die uns moralisch über alle anderen Lebewesen stellt. Wir tun diese Dinge nicht aus einer höheren ethischen Berechtigung heraus. Kein göttliches Wesen hat sich eine Sonderrolle für uns ausgedacht. Die einzige Berechtigung, die wir haben, ist immer und immer wieder das Recht des Stärkeren.

Doch es rächt sich. Die Art, wie wir Macht über die so genannten Nutztiere ausüben, wirkt sich negativ auf unsere Lebensqualität und Gesundheit aus. Monokulturen für Tierfutter, erhöhter Methanausstoß durch abermillionen Rinder und Schweine, gerodeter Regenwald für Weideflächen, Hormone und Medikamente im Trinkwasser – die Liste ist Legion. Guten Appetit.

Macht der Gefühle

Steffi Urban

Macht – nichts!

Text: Matthias Höllings
Fotos: Martin Märtens

Es dauert nur einen kurzen Moment und beginnt mit einem winzigen Aussetzer der Atmung. Dann folgt für einen Bruchteil einer Sekunde eine Veränderung der Körpertemperatur. Fast gleichzeitig zieht sich der Magen zusammen und der ganze Körper möchte schwitzen, tut es aber nicht. Insgesamt ein mehr als unangenehmes Gefühl, bei dem aus der Magengegend nichts weiter hochsteigt als ein Gemisch aus – Ohnmacht und Wut.

Auslöser für dieses rein körperliche Gefühl ist eine ganz heimtückische Form von Macht, die gewollt oder ungewollt jemand auf mich ausübt oder ausüben will. Auf Macht reagiere ich mit körperlicher Machtlosigkeit. Aber warum?

Ich liebe Regeln, Erlasse, Vorschriften, Richtlinien und Anweisungen, vereinfachen sie doch das Zusammenleben des Öfteren. Ich liebe sie aber auch, weil sie meine Kreativität und Phantasie beflügeln. Je genauer und zum Teil perfider etwas vorformuliert wurde, umso größer mein Spaß, dieses System zu umgehen, zu ignorieren oder zu unterwandern. Das schafft, bei aller Kraft, die man aufbringen muss, viele neue Freiräume und stärkt das Selbstwertgefühl.

Ohnmacht entsteht für mich, wenn ich ohne Vorwarnung urplötzlich durch zum Teil Nichtigkeiten an Grenzen stoße und schlagartig mein Improvisationstalent und meine Phantasie versiegen. Es sind dabei oft die kleinen Dinge, bei denen eine Macht etwas mit mir macht, was mich machtlos werden lässt.

Je genauer und zum Teil perfider etwas vorformuliert wurde, umso größer mein Spaß, dieses System zu umgehen, zu ignorieren oder zu unterwandern.

Zum Beispiel auf dem Weg zur Arbeit: Auf dem Bahnsteig auf den Zug wartend. Die Regel, an die sich alle Beteiligten zu halten haben, heißt in diesem Fall „Abfahrt 08:50 Uhr.“ Ich gehe dann davon aus, dass ein Zug, der um 08:50 Uhr abfahren soll, davor erst einmal eintreffen sollte. Tut er bis auf wenige Ausnahmen im Jahr aber nicht. Der Zug kommt gefühlt jeden Morgen zwei Minuten zu spät. Bis auf den Tag, als mir morgens erst ein Schnürsenkel riss und ich zusätzlich noch einer älteren Dame am Kiosk den Vortritt ließ. Das kostete mich zwei Minuten mehr als sonst. Kein Problem, dachte ich. Doch an diesem Tag kam der Zug pünktlich. Warum? Das war wieder so ein Tag, an dem alles mit einem winzigen Aussetzer der Atmung beginnt und dann bis zur Magengegend seinen Lauf nimmt.

Kein Problem, dachte ich.

In diesem Fall hatte ich dann theoretisch Zeit bis zum nächsten Zug um 09:12 Uhr. Praktisch natürlich länger, weil der Zug ausfiel und der nächste dann erst wieder für 09:50 Uhr angekündigt wurde. Der war dann mit zwei Minuten Verspätung für seine Verhältnisse pünktlich und ich gefühlt um eine Stunde meiner planbaren Lebenszeit ärmer.

Doch es geht auch anders. Durchsage der Bahn: „Heute verkehrt der Zug in umgekehrter Wagenreihung“ Warum sagen sie nicht einfach, dass der Zug „verkehrt herum“ kommt? Ich frage mich dann jedes Mal. „Was sind das für Leute bei der Bahn, die irgendwo einen ganzen Zug samt Lok und Waggons umdrehen?“ Wer sich dann in so einem Fall mit Wagenstandsanzeigern der Bahn auskennt, muss jetzt schnell im Kopf die mit Buchstaben markierten Standorte auf dem Bahnsteig mit der neuen Zuordnung der zu erwarten Waggons in Einklang bringen, um dann genau dort zu stehen, wo der Wagen mit der Sitzplatzreservierung zum Halten kommt. Die jeweiligen Standorte A, B, C, D, E, und F sind schnell ausgemacht, der Rest ist Spielerei. Selbstverständlich wirkt bei diesem Spiel eine Sitzplatzreservierung beruhigend und nimmt ein wenig die Hektik aus der Sache, außer sie bezieht sich auf Wagen 3. Das ist der Wagen, der an der Anzeigetafel gerne wie folgt umschrieben wird. „Heute ohne Wagen 3“. Wenn es Nr. 3 nicht ist, dann garantiert Nr. 11. In der Lautsprecherdurchsage heißt es dann: „Wir bitten um Ihr Verständnis.“

Was mache ich aber, wenn ich prinzipiell dieser Bitte nicht entsprechen möchte? Das ist wieder so Moment, der mit einem winzigen Aussetzer der Atmung beginnt und dann bis zur Magengegend seinen Lauf nimmt.

Dieses Gefühl hat bei mir bereits eine lange Tradition. In früher Kindheit war es der Stubenarrest bei sonnigem Wetter. Eine Gangart höher dann in der Schule das Vorlesen meines und damit des schlechtesten Aufsatzes durch den Lehrer vor versammelter Klasse. In meiner Druckerei-Lehre dann eine Abmahnung durch die Geschäftsleitung, weil für einen Tag durch meine Schuld der komplette Betrieb lahm gelegt wurde, obwohl ich es nur gut gemeint hatte. Anlass war die Geburt meiner Tochter damals in Ostfriesland. Dort ist es üblich, dass man bei so einem Ergebnis für die Belegschaft einen ausgibt. Bereits weit im Vorfeld, in meinem Fall sieben Monate vor der Geburt, wurde dann von mir ein Gebräu zusammengemischt, dass sich in dieser Region „Bohn’supp“ nennt. Die hochdeutsche Übersetzung „Bohnensuppe“ trifft es dabei allerdings nur ungenau.

Abfahrt *Departure Départ*

Zeit time	Über via	Nach to	Gleis platform
10:04 NWB83124	Bremen-Burg HB-Vegesack	Bremen-Farge	8
09:44 IC2313	Osnabrück Hbf Münster(W)Hbf Beachten Sie die angezeigte geänderte Wagenreihung +++ Verspätung ca. 30 Min.	Stuttgart Hbf	8
10:19 RE4413	Achim Verden	Hannover Hbf	7
10:33 NWB83211	Kirchweyhe Syke Verspätung ca. 10 Min.	Twistringen	7
10:34 NWB83126	Bremen-Burg HB-Vegesack	Bremen-Farge	8
10:41 NWB83210	Bremen-Burg Osterholz-Scharmbeck	Bremerhaven-Lehe	7

Bestehen tut dieses Gebräu, von dem ich aufgrund der Größe der Belegschaft 10 Liter ansetzte, aus Branntwein, Weinbrand, eineinhalb Kilo gekochten Kandis und ein größere Menge Rosinen. Gut durchrühren, abdecken, dunkel und kühl lagern und ziehen lassen. Die Rosinen saugten sieben Monate den Alkohol auf und nur wenige davon gekaut und verschluckt, führten dann bei mir in der Druckerei zum Ausfall der kompletten Belegschaft, samt Personalabteilung und zu meiner Ohnmacht.

Eine weitere Machtlosigkeit gab es ganz speziell für mich bei der Bundeswehr. Nach Ende einer Geländeübung während eines Nato-Einsatzes hat die ganze Truppe zur Abnahme anzutreten und jeder einzelne Soldat wurde vom Diensthabenden inspiziert. Helm ok, Uniform sitzt, Kochgeschirr komplett, Schuhe in Ordnung, etc.

Ich, und zwar nur ich, durfte vortreten. Mir schien alles mit mir und an mir in Ordnung. Ich vermisste nichts. Doch vor versammelter Mannschaft wurde darauf hingewiesen, dass ich mein Gewehr verloren hatte.

Was dann folgte war wieder so ein kurzer Moment, der mit einem winzigen Aussetzer der Atmung beginnt und auf den dann für einen Bruchteil einer Sekunde eine Veränderung der Körpertemperatur folgt. In diesem Fall dauerte der Moment fast ein ganzes Wochenende, an dem die anderen Soldaten ihre Heimreise antraten – ohne Gewehr. Ich war der einzige, der nach einer stundenlangen Suchaktion im Gelände eine gefundene Flinte in Händen hielt und sie zwei Tage reinigen durfte, sollte, musste…

Als täglicher Bahnfahrer versuche ich nun mittlerweile seit Jahrzehnten, die Macht der Bahn über mich, über meinen Magen, über meine Zeit und große Teile meines Lebens zu brechen, zu umgehen, sie auszutricksen. Zweimal ist mir dies mit Bravour gelungen und der damit verbundene Adrenalinschub war atemberaubend, das Glücksgefühl kaum zu beschreiben.

Das Glücksgefühl Nr. 1 stellte sich durch ungeplante Solidarität mit anderen ein. Wieder einmal mit der Bahn unterwegs. IC Bremen Richtung Hamburg. Ort des Geschehens diesmal der Speisewagen, da Vielfahrer längst bemerkt haben, dass man dort entspannter sitzen und arbeiten kann, als auf anderen Plätzen und der Preis für einen Kaffee genau dem Preis einer Sitzplatzreservierung entspricht. Wer diesen Zug regelmäßig nimmt, trifft immer dieselben Reisenden, die sich immer an dieselben Plätze setzen und immer die gleiche Bestellung aufgeben. Manchmal nicht mal mehr das. Speisewagenpersonal und Kundschaft kennen sich.

Das Glücksgefühl Nr. 1 stellte sich durch ungeplante Solidarität mit anderen ein.

An diesem Tag auf halber Strecke nach Hamburg eine Stimme aus dem Bordlautsprecher: „Eine Durchsage in eigener Sache. Wir haben im Speisewagen einen Wasserschaden, der sich leider kurzfristig nicht reparieren lässt. Wir möchten daher alle Reisenden bitten, den Speisewagen zu verlassen. Das Bordpersonal schließt den Tresenbetrieb. Wir bitten um Ihr Verständnis.“ Obwohl der Speiswagen fast

bis auf den letzten Platz belegt ist, gibt es nicht eine sichtbare Reaktion auf diese Durchsage. Während das Bordpersonal den Thekenbereich abschließt, die eigenen Sachen zusammenpackt, dass Wasser bereits durch den kompletten Speisewagen läuft, bleiben alle Fahrgäste auf ihren Plätzen und gehen völlig teilnahmslos ihren jeweiligen Tätigkeiten nach. Absolut keine Reaktion. Auch nicht als der Wasserstand bereits eine Höhe von einem halben Zentimeter erreicht hat. Die jeweiligen Türdichtungen des Speisewagens halten dem Wasser kurioserweise stand. Erst bei einem Pegelstand von gut einem Zentimeter sieht man vereinzelt, wie Reisende ihre Füße auf die Hacken stellen. Sonst bleibt alles wie es ist. Ein völlig surrealistisches Bild. Ein kompletter Speisewagen steht unter Wasser. Das Personal ist bereits seit geraumer Zeit von Bord und die Passagiere reagieren nur mit dem Aufstellen der Fußspitzen.

Das war meine Welt. „Macht doch, was ihr wollt", werden die Fahrgäste über die Bahn gedacht haben, aber wahrscheinlich das Personal auch über die Fahrgäste. Es herrschte Gleichstand. Unentschieden. Mein Magen fühlte sich wohl. Eigentlich nicht weiter erwähnenswert, dass die Bahn mit ihrer Durchsage zwar die Reisenden im Speisewagen informiert hatte, aber nicht die Reisenden, die in Hamburg genau auf diesen Zug warteten, um dort zuzusteigen. Als der Zug in den Hamburger Hauptbahnhof einfuhr, gab es in Richtung Fahrtrichtung im Speisewagen eine beachtliche Wasserwelle, die sich exakt dort entlud, wo die Passagiere von außen hastig die Wagentür des Speisewagens aufrissen. Die Fahrgäste aus dem Speisewagen hatten logischerweise die entgegengesetzte Richtung gewählt, um den Wassermassen zu entgehen.

„Macht doch, was ihr wollt."

Glücksgefühl Nr.2 durfte ich ganz allein mit mir ausmachen. Wieder einmal steht Warten auf die Bahn auf dem Programm. Diesmal abends. Die Taktung der Verbindung ist bereits sehr ausgedünnt. Durchsage auf Durchsage folgt. Erst eine Verspätung von 5 Minuten, dann 10, 15, 20, 25, dann endlich die erlösenden Worte: „Der Zug verspätet sich auf unbestimmte Zeit." Das war wieder so ein Moment, der mit einem winzigen Aussetzer der Atmung beginnt und dann bis zur Magengegend seinen Lauf nimmt. Machtlosigkeit, Warten, Keine Alternative, Ausgeliefert sein, Wut, Ohnmacht. Der Magen rebelliert.

Nach fast einer Stunde Verspätung taucht doch noch der Zug auf. Einsteigen, Platz suchen und abregen, aber wie? Dann, wie könnte es anderes sein, tritt der Schaffner ins Abteil mit den Worten: „Die Fahrkarten bitte!"

Für mich eine Frechheit. Eine Stunde Verspätung. Ich hätte längst zuhause sein können. Nichts zu hören von „Wir bitten um ihr Verständnis" oder „Es tut uns leid", oder „Wir möchten uns für die Verspätung entschuldigen" und wir sagen Ihnen auch ausnahmsweise einmal den Grund. Nein! „Die Fahrkarten bitte!" Das Abteil ist voll. Der Schaffner auf meiner Höhe, sieht mich auffordernd an. Mein Magen zieht sich zusammen, meine Hände in den Hosentaschen sind schweißnass, als ich den Schaffner anblicke mit den Worten: „Es tut mir leid, aber das Vorzeigen meine Fahrkarte verzögert sich auf unbestimmte Zeit!" Ein paar Sekunden absolute Stille, dann brandet Applaus von den Mitreisenden auf und ich glaube im Gesicht des Schaffners eine Spur von Machtlosigkeit gesehen zu

haben, während mir das Adrenalin durch den Körper schoss. Der Schaffner verließ wortlos das Abteil. Vielleicht war es für ihn auch nur ein Moment, der mit einem winzigen Aussetzer der Atmung beginnt und dann bis zur Magengegend seinen Lauf nimmt.

Der Schaffner verließ wortlos das Abteil.

Heute hat die Bahn ihre Macht über mich verloren. Ich stehe immer noch morgens so gegen 08:50 Uhr auf den Bahnsteig und warte auf einen Zug. Nicht unbedingt auf diesen Zug, ich warte neuerdings einfach ganz allgemein so vor mich hin. Das hat etwas Meditatives – bis irgendein Zug kommt. Einmal habe ich es mir sogar gegönnt, wie der Zug pünktlich zu sein, bin dann aber extra nicht eingestiegen. Ein herrliches Gefühl, besonders für meinen Magen.

Ohne Macht ist man mehr Mensch

Die einstige HSV-Managerin Katja Kraus hat ein Buch über einflussreiche Prominente und ihren Machtverlust geschrieben

Eine Buchrezension

Von Steffi Urban

„Es gibt viele Klischees rund um das Thema Macht. Sendungsbewusstsein, das Streben nach Reichtum und Status. Viele davon habe ich bestätigt gefunden. Trotzdem hat jeder Mensch seine ganz persönliche Geschichte, jenseits klischeehafter Zuschreibungen“, schreibt Katja Kraus. In ihrem Erstlingswerk „Macht. Geschichten von Erfolg und Scheitern“ hat sie genau nach diesen persönlichen Eigenheiten in den Biografien von 17 bekannten Personen gesucht, die einmal viel Macht besaßen und dann scheiterten - wie beispielsweise Ex-Telekom-Chef Ron Sommer, Ex-Bahn-Chef Hartmut Mehdorn, Ex-Skisprungstar Sven Hannawald, die Ex-Landesoberhäupter Roland Koch und Ole van Beust, der Ex-Chefredakteur der „Bild“-Zeitung Udo Röbel und eben auch Katja Kraus selbst, die Ex-Managerin beim Hamburger Sportverein.

Die ehemalige Fußballnationalspielerin gehörte einmal zu den Mächtigen, war als erste Frau im Vorstand eines Erstliga-Fußballclubs, des HSV, und dort zuständig für Marketing und Kommunikation. Sie hatte die Macht darüber, wie der Verein in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden soll. Dann, nach acht Jahren, wurde ihr Vertrag einfach nicht verlängert. Sie stand

dieser Entscheidung machtlos gegenüber. Heute sagt sie: „Ich habe Macht verloren und Selbstbestimmung gewonnen.“ Das kann nicht jeder ihrer Gesprächspartner so positiv resümieren. Sie alle sind nach großen Erfolgen letztlich in ihrem Amt gescheitert, haben – mal mehr, mal weniger - an Einfluss verloren. Aber während einige sich einfach neuen Aufgaben zuwandten, belastet andere bis heute die Niederlage schwer. So würden die SPD-Politikerin Andrea Ypsilanti und die Schriftstellerin Hera Lind den plakativen Satz „Macht ist die einzige Lust, derer man nicht müde wird“ des irischen Schriftstellers Oscar Wilde sicher nicht bedingungslos unterschreiben. Die Geschichten der Politikerin und der Schriftstellerin bleiben lange haften, weil ihnen eine ganz besondere Tragik anhaftet.

Andrea Ypsilantis Stern beginnt 2007 langsam zu strahlen und geht 2008 in Hessen voll auf, als sie als Gegenkandidatin zu Roland Koch in den Landtagswahlkampf geht. Niemand räumt ihr anfangs Chancen ein, doch dann überholt sie erst in den Umfragen und dann bei der Wahl den scheinbar übermächtigen politischen Gegner Koch. „Sie war vom verschmähten Entlein zur Prinzessin geworden“, schreibt Kraus. Doch dann scheitert die Regierungsbildung, weil Ypsilanti eine Minderheitenregierung mit der Tolerierung durch die Linken installieren wollte. Mitstreiter aus den eigenen Reihen verweigern ihr deswegen die Gefolgschaft, entziehen ihr die Macht, die sie von den Wählern bekommen hatte. Begriffe wie Verschwörung und Verrat machen die Runde. Ypsilanti wird wieder, in Krauses Bild bleibend, zum Entlein. Zu einem verschreckten, verletzten Entlein.

Drei Jahre braucht sie, bis sich wieder alles eingependelt, sie ihren Frieden wiederfindet. Seelische Narben sind dennoch geblieben, auch das Grübeln und die Frage, wie es soweit kommen konnte.

Diese Frage stellt sich auch Hera Lind. Sie galt lange als das „Superweib“ aus ihrem gleichnamigen Roman. Ihre Bücher standen auf der Bestsellerliste. Die Crème de la Crème der deutschen Regisseure riss sich um die Verfilmung ihrer Werke mit der ersten Schauspielerriege des Landes. Ihr erfolgreiches Leben wurde von einer Bilderbuchfamilie gekrönt. Doch dann verlässt sie ihren Mann für eine neue Liebe. Nichts Ungewöhnliches in der heutigen Zeit. Doch Hera Lind wird regelrecht an den Pranger gestellt. Die Falschmeldung, sie habe ihre Kinder schnöde zurückgelassen, hält sich hartnäckig. Finanziell geht es bergab, sie muss Privatinsolvenz anmelden, steht zudem ohne Verlag da. „Die grausamste Zeit“ ihres Lebens, sagt sie ganz offen.

Finanziell geht es bergab, sie muss Privatinsolvenz anmelden, steht zudem ohne Verlag da.

Diese Offenheit prägt alle 17 Gespräche, die Kraus geführt hat. Ihre eigene Geschichte hat der 42-Jährigen sicherlich geholfen, ihren Gesprächspartnern auf Augenhöhe zu begegnen, bedacht mit einem gehörigen Vertrauensvorschuss. So reden Sommer, Mehdorn und Co. , ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen über ihre Kar-

rieren, deren Ende, das Danach und ihre persönlichen Verletzungen. Erstaunlicherweise sagt aber keiner, dass er Macht besessen hatte. Aber alle reden davon, dass sie gern Entscheidungen treffen, gestalten, Erster sein wollten. Viele seien gescheiter als er, aber vorangehen, das können nur wenige, sagt etwa Hartmut Mehdorn, seiner Führungsstärke voll bewusst. Darum gerissen, Bahn-Chef zu werden, habe er sich aber nicht. Das sei zufällig passiert. Von diesen Zufällen sprechen auch andere. Andrea Ypsilanti, die anfangs nur zweite Wahl war, Hera Lind, die zufällig zum Schreiben fand, Wolfgang Berghofer, der von der DDR-Führung ins Dresdner Bürgermeisteramt beordert wurde. Keiner will von vornherein gesagt haben: „Das ist mein Plan."

Wie ehrlich diese Offenheit ist, wie sehr die Gesprächspartner die Chance nutzten, einfach ihre Sicht der Dinge zu schildern und sich in einem guten Licht darzustellen, darüber müsse jeder selbst urteilen, sagt Kraus. Sie hat zumindest alles getan, um kein glattgebügeltes, sondern ein authentisches Bild zu zeigen. So verließ sie sich für ihr Buch nicht allein auf das ihr Erzählte, sondern schaute genau hin. Suchte nach Widersprüchen in der Fassade der Mächtigen. Und: Sie ist eine gute Beobachterin. Das lässt manche Aussage, manches zur Schau gestellte Selbstbewusstsein in einem anderen Licht erscheinen. Sie beschreibt beispielsweise die Statuenhaftigkeit und Selbstbeherrschtheit eines Roland Kochs, der plötzlich unbeholfen wirkt, wenn es darum geht, zu erklären, warum er im Wahlkampf kein Mittel gegen Andrea Ypsilanti fand. Oder dass Hartmut Mehdorn sich bei aller Professionalität schnell in Rage redet, gern „vielsagende Bilder und kraftvolle Wortschöpfungen" produziert, diese aber wohl nicht zum ersten Mal benutzt, sondern geschickt immer wieder einsetzt, um zu beeindrucken.

Darum gerissen, Bahn-Chef zu werden, habe er sich aber nicht. Das sei zufällig passiert.

Diese persönlichen Eindrücke prägen das Buch. Auf eine wissenschaftliche Betrachtung des Begriffs Macht, seine Definitionen und Auslegungen verzichtet Kraus dagegen fast vollständig. Beiläufig lässt sie lediglich einfließen, dass Macht viele Assoziationen und ebensoviele Erscheinungsformen hat: die Macht der Tänzerin, ihr Publikum in den Bann zu ziehen. Die Entscheidungsgewalt von Unternehmern, die Fähigkeit von Sportlern, Anhänger zu versammeln und Massen zu bewegen. Ein anderes Mal spricht sie davon, dass Machtmenschen von außen betrachtet stets auf der Jagd nach Beliebtheit und Beachtung, auf der Hatz von Erfolg zu Erfolg sind. Dabei belässt sie es im Großen und Ganzen. Stattdessen lässt Kraus ihre Protagonisten reden und zeichnet gerade dadurch ein sehr differenziertes Bild von Macht. Udo Röbel, der als Reporter im Gladbecker Geiseldrama zu fragwürdigem Ruhm kam und später „Bild"-Chefredakteur wurde, vergleicht Macht etwa mit dem Raubfischdasein: „Wenn Sie Raubfisch sind, dann brauchen Sie nicht ausschwärmen, dann kommen alle zu Ihnen." Er habe es genossen, in diesem Sinne ein Raubfisch zu sein. Gleichzeitig hat er die Ohnmacht gespürt, wenn die eigene Sicht der Dinge keine Berücksichtigung findet.

Roland Koch sagt unumwunden: „Im Sinne des Machterhalts muss die eigene Überzeugung schon einmal hinten anstehen.“

In einem Interview sagt Katja Kraus einmal: „Ich wollte unbedingt herausfinden, warum Menschen bereit sind, sich in die erste Reihe zu stellen, sich dem Druck öffentlicher Bewertung aussetzen“. Dies ist ihr gelungen. Noch mehr ist ihr aber gelungen, zu zeigen, dass Macht für die Mächtigen oft Last und selten Lust war, einhergehend mit Rücksichtslosigkeit, aber auch Einsamkeit und dem Warten auf das Misslingen: Jeden Morgen unter der Dusche hat sich Ron Sommer gefragt: „Wo geht die nächste Bombe hoch?“ Katja Kraus fasst zusammen: „Machtstreben forciert den Konkurrenzkampf und erhöht die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns“, Ron Sommer, der ehemalige Telekom-Chef, der aus einer Behörde ein Wirtschaftsunternehmen gemacht hat, dieses an die Börse führte und dann am katastrophalen Aktienwert scheiterte, hat heute für sich festgestellt: „Ohne Macht ist man mehr Mensch“.

Katja Kraus, „Macht. Geschichten von Erfolg und Scheitern.“ Fischer, 256 Seiten, 18,99 Euro.

Vita vom Verlag
Acht Jahre lang war Katja Kraus im Vorstand des Hamburger SV und damit die einzige Frau im Management des deutschen Profifußballs auf Vorstandsebene. Zuvor war die studierte Germanistin und Politologin Pressesprecherin bei Eintracht Frankfurt. In ihrer aktiven Karriere als Torfrau wurde sie mit dem FSV Frankfurt von 1986 bis 1998 drei Mal Deutscher Meister und vier Mal Pokalsieger. Sie bestritt sieben Länderspiele und nahm an den Olympischen Spielen 1996 teil. Sie ist selbständig und lebt in Hamburg.

Impressum

Martin Märtens, Redaktion
Tobias Meyer, Redaktion
Steffi Urban, Redaktion
Rick Rozz, Redaktion
Annica Müllenberg, Redaktion
Sven Förster, Redaktion
Matthias Höllings, Redaktion
Sylvia Roth, Redaktion
Wolfgang Sterneck, Redaktion
Christian Rittershofer, Redaktion

Sigrun Strangmann, Fotografie
Jörg Obernolte, Fotografie
Justus Becker, Fotografie

Peter Gough, Design
Ann-Kathrin Radtke, Illustration
Jan Kranefeld, Programmierung
Max Vähling, Comics

Martin Märtens
wurde 1971 in Bremen geboren.
Nach diversen journalistischen Stationen arbeitet er mittlerweile als Redaktionsleiter für ein Stadtmagazin. Das größte Hobby neben Fußball und Musik: die Salz- und Frischwasserangelei.

Annica Müllenberg
geboren 1979, arbeitet als
Redakteurin in Bremen. Studium der Politikwissenschaften in Leipzig und Bremen.

Fetisch: (noch) unbekannt.
Dominabesuche: einer.

Peter Gough
wurde 1975 in Dublin geboren wo er Kommunikations-Design, studiert hat. Er arbeitet seit 1996 in Bremen als Designer. Neben seiner selbstständigen Arbeit ist er ehrenamtlich im Vorstand des Klub Dialog und Lehrender an der Hochschule Bremen.

www.ire-bremen.de

Sigrun Strangmann
Es war der 22. September des Jahres 1981, als Sigrun zur Welt kam. Heute arbeitet sie als freie Fotografin in Bremen und Oldenburg und hat ihren Schwerpunkt auf People Fotografie gesetzt, inszeniert aber auch gerne Stillleben und Food.

www.sigrunstrangmann.com

Tobias Meyer
arbeitet in einer Medienagentur für verschiedene Publikationen. Nebenbei studiert er Internationale Fachjournalistik an der Hochschule Bremen im sechsten Semester. Ab Juli ist das mit 22 Jahren jüngste Mitglied unseres Kollektivs ausgebildeter Redakteur.

Matthias Höllings
Der Plan war anfangs, als Maurer oder Rennfahrer sein Geld zu verdienen. Als das so nicht klappte, wurde er zunächst Diplom-Sozialpädagoge, um dann anschließend, nach einigen Stationen bei Stadtillustrierten, als Pressesprecher bei der Stadthalle in Bremen zu landen. Dort arbeitet der heute 61-jährige Beatles-Fan und bekennende Zugfahrer noch immer, auch wenn die Halle mittlerweile ÖVB-Arena heißt.

Steffi Urban
kam 1972 im Ostharz zur Welt. Nach dem Mauerfall schlug sie zunächst die Beamtenlaufbahn ein, ehe sie sich für eine journalistische Laufbahn entschied. Heute arbeitet sie als Redakteurin, ist leidenschaftliche Fotografin, Kinobesucherin, Norwegenbesucherin, Norwegischlernerin, Klavierspielerin sowie Konzertgängerin.

Max Vähling,
besser bekannt als Jähling, ist Diplomsoziologe sowie freiberuflicher Autor, Zeichner und Webdesigner. Er zeichnet Comicserien wie „Monsterjägerin Conny Van Ehlsing“ und „Reception Man“ und veröffentlicht – neben seinem Eigenverlag Dreadful Gate Productions – in Magazinen und Anthologien quer durch die deutschsprachige Independent-Szene.

Justus Becker
Nach einer großen Herzoperation (im Alter von 12 Jahren) begann Justus sich mit Kunst zu befassen und worde schließlich zu einem der besten Sprayer in Deutschland. Fotoreelle Gesichter sind sein Markenzeichen. Zusätzlich hat Justus noch Illustration/Grafik Design studiert. Zusammen mit Bobby borderline ist er Inhaber eines Designbüros und Gründer des gemeinnützigen Vereins HOPEhelps. e.V. der ein Kinderhilfswerk in Äthiopien betreibt.

Sylvia Roth,
1972 im Schwarzwald geboren, wollte eigentlich Fahrradmechanikerin werden, studierte dann aber Musikwissenschaft und arbeitet seit elf Jahren als Operndramaturgin an verschiedenen Theatern dieser Republik. Sie liebt Kaugummiautomaten, Sushi, Tatort Münster und lebt trotz unstillbaren Heimwehs nach Lissabon gerne in Bremen.

Christian Rittershofer
lebt in Frankfurt/M. und ist Autor des Lexikons „Politik, Staat, Gesellschaft“ (Beck/dtv)

Ann-Kathrin Radtke
wurde 1983 in Eutin an der Ostsee geboren. Seit sie 2011 ihr Design-Studium an der Hochschule für Künste erfolgreich beendet hat, arbeitet sie freiberuflich als Illustratorin, Cartonistin und Schnellzeichnerin. Sie ist Mitbegründerin von 16zumoin und liebt es, zu animieren und Charakters zu entwickeln. Portrait-Zeichnen, Yoga und Tanzen sind ihre liebsten Hobbies.

www.ann-kathrin-radtke.com

Jörg Obernolte
kam 1970 in Lemgo im Kreis Lippe zur Welt. Der Diplom-Gestalter für Fotografie und Medien liest in seiner Freizeit gerne, versucht viel Zeit mit der Familie zu verbringen und liebt es, Kunst in seiner „Wunderkammer“ zu produzieren.

Rick Rozz
erblickte vor 37 Jahren das Licht der Welt. Eigentlich wollte er Rennfahrer oder Professor werden, entschied sich dann aber doch für eine journalistische Laufbahn. In seiner Freizeit fährt er gerne Rad, hört Metal- und Hardcorebands und schlägt selbst ganz gerne mal härtere Töne an.

Sven Förster
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften zog es ihn von Göttingen nach Frankfurt, wo er heute mit seiner Lebensgefährtin und seinen beiden Töchtern lebt.